



Archäologie Baselland



Jahresbericht 2012

Dokumentationen und Funde

IMPRESSUM

Herausgeber: Archäologie Baselland, Liestal
Redaktion, Layout: Reto Marti
Lektorat: Andreas Fischer
Grafik: Tom – it's fair design! www.tom-ifd.ch
Druckversion: Schwabe AG, Muttenz
Bezugsquelle: Archäologie Baselland
Amtshausgasse 7
CH-4410 Liestal
oder als Download:
www.archaeologie.bl.ch

© 2013 Archäologie Baselland; Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion des Kantons Basel-Landschaft

Abbildungsnachweis: sämtliche Fotografien, Zeichnungen und Pläne stammen, wo nicht anders vermerkt, aus dem Archiv der Archäologie Baselland.

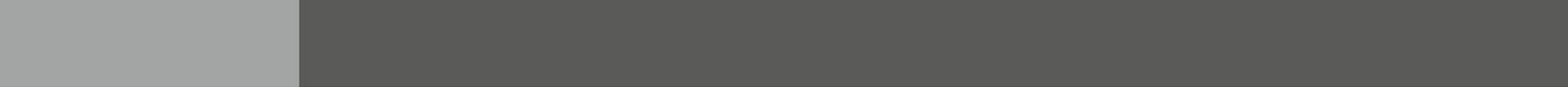
Ein Jahr der Münzen

Als die Archäologie Baselland im Herbst 2011 ein Projekt zur Auswertung der Fundmünzen des Kantons lancierte, ahnte noch niemand, dass sich dieser Bestand bald sehr beträchtlich erweitern würde. Kurze Zeit später traf die Meldung von der Entdeckung eines spätlatènezeitlichen Münzhortes ein, der 300 Silbermünzen umfasst und als «Keltenschatz von Füllinsdorf» durch zahlreiche nationale und internationale Medien geisterte.

Damit nicht genug: Während der Aufarbeitung der historischen Münzbestände aus der Sammlung des Baselbieter Land- und Ständerats Martin Birmann (1828–1890) stellte sich heraus, dass ein bisher dem südbadischen Beuggen zugewiesener mittelalterlicher Schatzfund in Wahrheit von der Beuggenweid bei Bubendorf stammt. Mit angeblich rund 800 Münzen ist auch dieses Ensemble nicht gerade ein Leichtgewicht, auch wenn die meisten heute nicht mehr auffindbar sind.

Münzen sind nicht einfach Geldstücke mit einem grösseren oder kleineren Sammlerwert. Sie sind vielmehr wichtige historische Zeugnisse – für die Archäologen zur Datierung ihrer Fundstellen, aber auch für wirtschafts-, sozial- und kulturgeschichtliche Forschungen. Von zentraler Bedeutung ist dabei aber, dass ihre Fundumstände ganz genau bekannt sind. Erst dann offenbaren die kleinen Fundstücke ihren wahren Wert. Münzen ohne Herkunft, etwa aus Raubgrabungen, sind für die Wissenschaft wertlos.

Reto Marti
Kantonsarchäologe



Inhalt

Jahresrückblick	4
Fundstellen und Schutzzonen	10
Grabungen und Bauuntersuchungen	22
Fundabteilung	120
Konservierungslabor	134
Archäologische Stätten	144
Dokumentation und Archiv	164
Auswertung und Vermittlung	176
Zeittabelle	216



Jahresrückblick

Das Ereignis des Jahres war zweifelsohne der «Keltenschatz von Füllinsdorf», der grösste Hortfund von Edelmetallmünzen der jüngeren Eisenzeit aus der Schweiz. Die Entscheidung, die 300 Silbermünzen, die um 80/70 v. Chr. versteckt wurden, noch vor der wissenschaftlichen Auswertung der Öffentlichkeit zu präsentieren, hat sich als richtig herausgestellt. Die Anteilnahme der Medien und der Bevölkerung an dem einmaligen Fund war umwerfend. Und es ist mir ein grosses Anliegen, den beiden Entdeckern Wolfgang Niederberger und Jean-Luc Doppler an dieser Stelle für ihre ausgezeichnete Zusammenarbeit herzlich zu danken.

Sensationsfunde sind in der Archäologie jedoch nicht die Regel. Der Alltag wird durch Ausgrabungen auf Baustellen und die Untersuchung historischer Gebäude bestimmt, die auf den ersten Blick oft weit weniger spektakulär erscheinen. Dennoch sind sie wichtige Mosaiksteine eines Gesamtbildes, das sich erst aus allen verfügbaren Quellen zur jeweiligen Epoche ergibt. Auch ein Keltenschatz wäre ohne diesen historischen Rahmen nur schwer zu beurteilen.

Nach wie vor bestimmen auch die Burgen beziehungsweise deren Erhaltung die Arbeit der Archäologie Baselland. Trotz erfreulicher Fortschritte stehen hier noch grosse Aufgaben bevor. Das Jahr 2012 erwies sich in dieser Hinsicht eher verhalten: Auf Pfeffingen verhinderte eine Einsprache den Beginn der Sicherungsarbeiten, und auf der Farnsburg, wo sich ebenfalls eine dringliche Sanierungsetappe aufdrängt, fehlten die finanziellen Mittel für deren Umsetzung. Letztere hat der Landrat für 2013 mittlerweile bereit gestellt.

Reto Marti

<

Das Münzchen mit dem Wuschelkopf – hier in natürlicher Grösse – ist nur ein Einzelstück aus dem «Keltenschatz von Füllinsdorf», aber äusserst spannend. Es wurde im Umfeld von Manching in Oberbayern geprägt. Das winzige Objekt verdeutlicht eindrücklich das Netz wirtschaftlicher Beziehungen, in das die Region bereits in der späten Keltenzeit eingebettet war.

Ein Fund begeistert die Öffentlichkeit

Die kleine Sonderausstellung über den Neufund des Jahres stiess auf grosses Interesse.

Die Bekanntmachung des «Keltenschatzes von Fülinsdorf» rückte die Archäologie Baselland für einen kurzen Moment ins Rampenlicht der weltweiten Berichterstattung. In der Rekordzeit von sieben Wochen und mit einem Budget von 5000 Franken gestalteten Andreas Fischer und Reto Kurth im Museum.BL eine kleine, ausserplanmässige Sonder-

ausstellung zum Schatzfund, die auf äusserst reges Interesse stiess. Erfreulicherweise haben Medien und Öffentlichkeit den Ball aufgenommen und weniger den materiellen Wert der rund 300 Silbermünzen thematisiert als seine historische Aussagekraft. Der Fund hielt Einzug in die Hauptausgabe der Tagesschau des Fernsehens SRF, wurde im Schweizer Radio als «Aufsteller der Woche» kommentiert und fand als Quizfrage verschiedenenorts Einzug ins helvetische Allgemeinwissen.

Rund 8000 Besucher haben die kleine Ausstellung, die vom 31. März bis zum 23. September dauerte, gesehen und die Originale bewundert. Anschliessend kamen die Münzen ins Depot, wo sie nun wissenschaftlich bearbeitet werden. Dank dem Entgegenkommen des Swisslos-Fonds des Kantons Basel-Landschaft und der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft Basel war es möglich, das bereits letztes Jahr angelaufene Fundmünzenprojekt um einen entsprechenden Auftrag zu erweitern.



Das Tagesgeschäft: Ausgrabungen und Bauuntersuchungen

Entdeckungen vom Kaliber eines «Keltenschatzes» locken leider immer auch Raubgräber an. Ein grosses Augenmerk galt in diesem Jahr deshalb der umfassenden Sicherung des Fundplatzes in Füllinsdorf, bevor er der Öffentlichkeit nun bekannt gemacht wird. Von grossflächigen Notgrabungen blieb die Archäologie Baselland dieses Jahr verschont, doch zeigte sich einmal mehr, dass zahlreiche kleinere Interventionen in der Summe letztlich aufwändiger sind als einzelne grosse.

Bedingt durch die knappen Mittel, die im Kanton Basel-Landschaft für die Archäologie zur Verfügung stehen, bleiben die Interventionen auf das Notwendigste beschränkt. Wie schwierig eine Gewichtung jeweils ist, mögen die Untersuchungen in der bekannten römischen Wasserleitung im Ergolzthal illustrieren, die auch nach über 100 Jahren Forschung immer noch spannende neue Erkenntnisse liefern. Erst recht mit Überraschungen zu rechnen ist im Falle von Altbauten, wo die schönsten historischen Details nicht selten unter Gips und Täfer verborgen sind.

Schleichende Zerstörung

Oft ist weniger die Bautätigkeit der Grund, dass archäologisches Kulturgut unwiederbringlich verschwindet, denn diese wird von der Archäologie Baselland kontrolliert und eng begleitet. Die Zerstörung erfolgt vielmehr schleichend, durch die Erosion einer Fundschicht, durch Boden- oder Geländeingriffe in der Forst- und Landwirtschaft oder

Der «Keltenschatz» mit seinen 300 Münzen ist im Gegensatz zu einigen anderen Ensembles dieser Art vollständig erhalten.



Anita Springer dokumentiert historische Inschriften in der römischen Wasserleitung bei Liestal, die allmählich unter Kalkablagerungen verschwinden.

schlicht durch den Zahn der Zeit. Zum Auftrag der Archäologie Baselland gehört es auch, solche Verluste im Auge zu behalten und nach Möglichkeit Massnahmen dagegen zu ergreifen. Das jüngste Beispiel der zerstörten steinzeitlichen Fundstelle am Wachtfels bei Grellingen zeigt, wie wichtig diese Aufgabe nach wie vor ist.

Burgen – ein teures Baselbieter Gut

Das 2008 gestartete Programm zur Sicherung von Burgen und Ruinen ist auf gutem Weg. Neben der Homburg wurden in den letzten Jahren unter fachlicher Begleitung der Archäologie Baselland und mit finanzieller Unterstützung durch den Swisslos-Fonds des Kantons Basel-Landschaft auch auf mehreren Burgen Sanierungen durchgeführt, die nicht in Kantonsbesitz sind.

Trotz enormen Spardrucks hat das Parlament auch die Notwendigkeit einer raschen Sicherung der Ruine Pfeffingen erkannt und hätte für 2012 die Mittel für eine erste Jahresetappe freigegeben – hätte, denn eine Einsprache vor Kantonsgericht gegen die Vergabe der Baumeisterarbeiten warf das Projekt um ein ganzes Jahr zurück. Ungemach droht auch auf der Farnsburg, deren Sicherung man eigentlich erst nach Pfeffingen angehen wollte. Dort haben die Schäden an der Schildmauer schneller ein bedrohliches Ausmass angenommen als prognostiziert. Bis zur Erscheinung dieses Jahresberichts hat der Landrat einen Kredit zur Behebung bewilligt. Ziel ist es, die im Juni 2012 aus Sicherheitsgründen abgesperrte Anlage so rasch wie möglich wieder freizugeben.



Sondengänger bedrohen Kulturerbe

Fast täglich erfährt man in den Medien von Kulturgütern, die illegal ausgegraben, geraubt oder gar absichtlich zerstört werden. Dabei stehen zwar Berichte aus fernen Kriegs- und Krisengebieten im Vordergrund. Die mehr oder weniger mutwillige Zerstörung von Kulturgut durch Raubgräber macht jedoch auch vor unseren Breitengraden nicht halt. Im Sommer 2012 kam es sogar zu einer öffentlich geführten Debatte mit einem Sondengänger aus der Region, der seine «Schatzsuche» mittels Metalldektektor zu rechtfertigen trachtete.

Raubgrabungen zerstören archäologisches Kulturerbe unwiederbringlich. Die kantonalen Dienststellen hingegen dokumentieren und bergen bedrohte Objekte für die geschichtsinteressierte Allgemeinheit. Wer sich ernsthaft mit der Vergangenheit seiner Heimat auseinandersetzen will, muss deshalb mit den Fachleuten zusammen arbeiten, nicht gegen sie.

Die Kantonspolizei Baselland hat im Frühjahr 2012 mit einer gross angelegten Aktion gegen einen Hehler gezeigt, dass sie das Thema ernst nimmt. Die Raubgraberei ist verboten, und bei Zuwider-

handlung drohen hohe Bussen oder gar Gefängnis. Der erwähnte Sondengänger zeigte sich übrigens einsichtig. Er hat alle seine Funde der Archäologie Baselland abgegeben und arbeitet in Zukunft mit ihr zusammen, mit klaren, verbindlichen Regeln.

Reto Marti

Leute, die mit dem Metallsuchgerät nach archäologischen Objekten suchen, handeln illegal und schaden der Allgemeinheit!



Von Anna Alakyn

Metallfinder. Der Metallfinder jage die Funde, indem er mit dem Metalldetektor (Name von der Rad gelendet) mit einer kleinen Hacke beginnt er im Gelände oder Graben zu graben. Er sucht nach einem kleinen Metallstück, das ein Metallgegenstand ist. «Ein Hobbyarchäologe kann nicht sagen, was er findet».



Tabu. Archäologische Tätigkeiten auf eigener Faust sind verboten. Die Hoffnung auf Funde kann zu einer Schatzsuche führen.

Eine Lizenz zur Schatzsuche. Ein Sondengänger in einem Feld ist ein illegaler Schatzsucher. Er darf nicht graben, sondern nur suchen. Er darf nur mit einem Metalldetektor suchen, nicht mit einer Grabsonde. Er darf nur in einem Feld suchen, nicht in einem Graben. Er darf nur in einem Feld suchen, nicht in einem Graben.

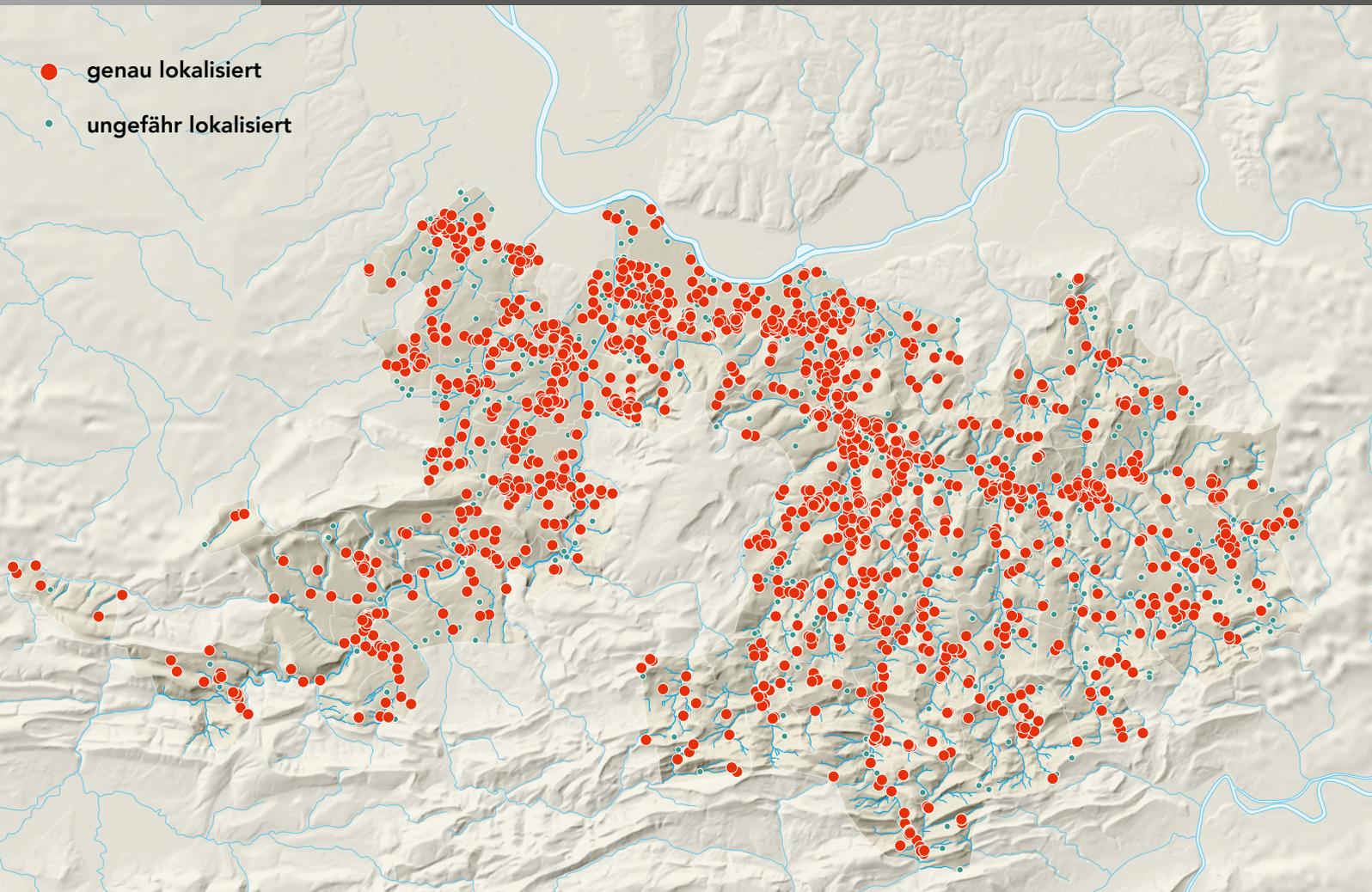
... in der Nähe der Ruine Alesberg in Füllinsdorf habe er kürzlich einen Reiter aus dem 2. Jahrhundert nach Christus gefunden und auf der Burg Rützel bei Lärach eine Ausgrabungsstätte in Form eines Reiterkopfes gefunden. Dort wird er aktiv. Alesberg ist ein stilles wie einsteht: «Geld ging

... mehr darüber erfahren. Er hat sich ein Bild von dem Funde gemacht und es hat ihm sehr gefallen. Er hat es in einem Koffer mitgenommen und es hat ihm sehr gefallen. Er hat es in einem Koffer mitgenommen und es hat ihm sehr gefallen.

Einspruch: Was zerstört ist, ist für immer weg
 Der Basler Stöckli vom 12. August 2012 portraitiert einen anonymen Geschichtsliebhaber und Schatzsucher. Er hat ein kleines Metallstück gefunden. Er hat es in einem Koffer mitgenommen und es hat ihm sehr gefallen. Er hat es in einem Koffer mitgenommen und es hat ihm sehr gefallen.

Der «Hobbyarchäologe», der illegal sucht, Funde verheimlicht oder ins Schrottblad legt, handelt verantwortungslos.
 Wenn der Gesetzgeber jagen, die Funde sind für immer weg. Er hat es in einem Koffer mitgenommen und es hat ihm sehr gefallen. Er hat es in einem Koffer mitgenommen und es hat ihm sehr gefallen.

- genau lokalisiert
- ungefähr lokalisiert



Fundstellen und Schutzzonen

Zum Ende des Jahres 2012 enthielt die Fundstellendatenbank 3445 Datensätze, was einen Zuwachs von 56 Dossiers gegenüber dem Vorjahr bedeutet. 37 davon beziehen sich auf neue Fundstellen, die übrigen ergaben sich durch die Revision älterer Eintragungen.

Den grössten Anteil der neuen Dossiers lieferten 17 bauarchäologische Befunde an Gebäuden. 19 neuzeitliche Fundstellen kamen hinzu, gefolgt von 13 mittelalterlichen, 8 römischen, 3 frühmittelalterlichen, 2 eisenzeitlichen, 2 steinzeitlichen und schliesslich 15 zeitlich unbestimmten Befunden. Dabei fanden sich an einzelnen Befunde aus mehreren Epochen. Die neuen Fundstellen wurden durch Meldungen von interessierten und aufmerksamen Bürgerinnen und Bürgern und durch routinemässige Kontrollen durch die Archäologie Baselland erfasst.

Im Berichtsjahr wurden in weiteren Gemeinden die archäologischen Schutzzonen definiert. Damit sind nun in 98,8 % aller Gemeinden die Schutzzonen innerhalb der Siedlungsbereiche und in 94,2 % diejenigen der Landschaftsbereiche festgelegt. Die Lage der Schutzzonen und deren Beschreibung sind im öffentlich zugänglichen Portal «GeoView BL» des Kantons Basel-Landschaft einsehbar (<http://geoview.bl.ch>).

Allen Bauherren, Architekten und Bauleuten, aber auch den zahlreichen engagierten Sammlern und Forschern, die im vergangenen Jahr wieder dazu beigetragen haben, das Wissen über die archäologischen Stätten unseres Kantons zu erweitern und so kulturelles Erbe zu bewahren, gebührt unser herzlicher Dank.

Michael Schmaedcke

<
Die Karte zeigt
sämtliche bekannten
archäologischen
Fundstellen des
Kantons Basel-
Landschaft (ausser-
halb der Römerstadt
Augusta Raurica).



Die Anlage eines
Parkplatzes im Bereich
der römischen Villa
Munzach bei Liestal
wurde archäologisch
überwacht. Es kamen
allerdings keine
römischen Befunde
zum Vorschein.

Baugesuchskontrolle

Im Jahr 2012 wurden 2263 Baugesuche kontrolliert (2011: 2293). Wenn die Bauprojekte innerhalb einer archäologischen Schutzzone oder im Bereich bekannter Fundstellen lagen und deshalb mit archäologischen Befunden zu rechnen war, die möglicherweise durch die Arbeiten zerstört würden, wurde Einsprache gegen die Baugesuche erhoben. Dies war im vergangenen Jahr 87 mal der Fall (2011: 79), also in 3,8 % aller Baugesuche. Nach der Zusage der Bauherrschaft und der projektverantwortlichen Personen, dass sie die Archäologie Baselland rechtzeitig vor Beginn der Bauarbeiten informieren und ihr ausreichend Zeit zur Dokumentation eventuell zu Tage tretender archäologischer oder bauhistorischer Befunde lassen, wurden die Einsprachen zurückgezogen, was bei 79 % der Einsprachen der Fall war. Bei den restlichen Einsprachen haben sich die Planungsabläufe verzögert, so dass die Rückzüge später erfolgen werden.

Aufgrund von Baueinsprachen wurden 54 Baustellen überwacht (2012: 40), bei denen mit archäologischen Befunden zu rechnen war. Bei 28 Baustellen handelte es sich um Baugesuche aus dem laufenden Jahr, bei den restlichen um Baugesuche aus den Vorjahren. In fünf Fällen wurden archäologische

Überwachung eines Baugrubenaushubs am Gätterliacherweg in Reigoldswil, in der Nähe römischer Siedlungsreste.



Aushub einer Baugrube an der Rebgsasse in Gelterkinden, wo mit prähistorischen Siedlungsresten zu rechnen war.

Befunde kurzfristig und während des Baugrubenaushubs dokumentiert. In 36 Fällen führte das Grabungsteam Notgrabungen durch. Zehn davon erfolgten wegen Baueinsprachen im Jahr 2012, die weiteren aufgrund von Einsprachen der Jahre 2011 (7), 2010 (8), 2009 (5) und 2008 (6).

Zusätzlich zu den Notgrabungen fanden 12 Bauuntersuchungen statt: sieben als Folge von Baueinsprachen des laufenden Jahres, zwei wegen Einsprachen aus den Vorjahren. Drei Untersuchungen in historischen Gebäuden erfolgten nach frühzeitigen Absprachen mit der Bauherrschaft, ohne dass eine Baueinsprache erforderlich war.

Die archäologischen oder bauhistorischen Untersuchungen erfolgten im Allgemeinen parallel zu den Bauarbeiten, in einzelnen Fällen auch vor dem eigentlichen Beginn. Dank genauer Absprachen und einem gutem Zusammenspiel zwischen den beteiligten Firmen und der Archäologie Baselland war es möglich, die archäologischen Dokumentationen ganz ohne oder in Einzelfällen mit nur sehr geringen Bauverzögerungen durchzuführen.



In mehreren Fällen haben sich Bauherrschaften bereits vor dem Einreichen des Baugesuchs mit der Archäologie Baselland in Verbindung gesetzt, um abklären zu lassen, ob eine archäologische Ausgrabung oder eine Bauuntersuchung vor Beginn der Arbeiten erforderlich ist. So konnte man bereits in einer frühen Phase der Projekte die erforderlichen Dokumentationen in Angriff nehmen und eventuelle Verzögerungen für den Bauablauf ausschliessen.

Auch wenn die Zusammenarbeit insgesamt in gutem gegenseitigem Einvernehmen verlief, gab es auch in diesem Jahr wieder einzelne Fälle, in denen sich die Bauherrschaften nicht an die Vereinbarungen hielten und in archäologisch sensiblen Gebieten ohne archäologische Beobachtungen und unbewilligt Bodeneingriffe vornahmen. Möglicher-

weise wurden dadurch archäologische Quellen zerstört. Dies ist ein Verstoß gegen das Raumplanungs- und Baugesetz, was bei der Staatsanwaltschaft zur Anzeige gebracht wird.

Bericht: Michael Schmaedecke

Überwachung eines Baugrubenaushubs am Fichtenweg in Hölstein. Aus der Umgebung sind steinzeitliche Funde bekannt.



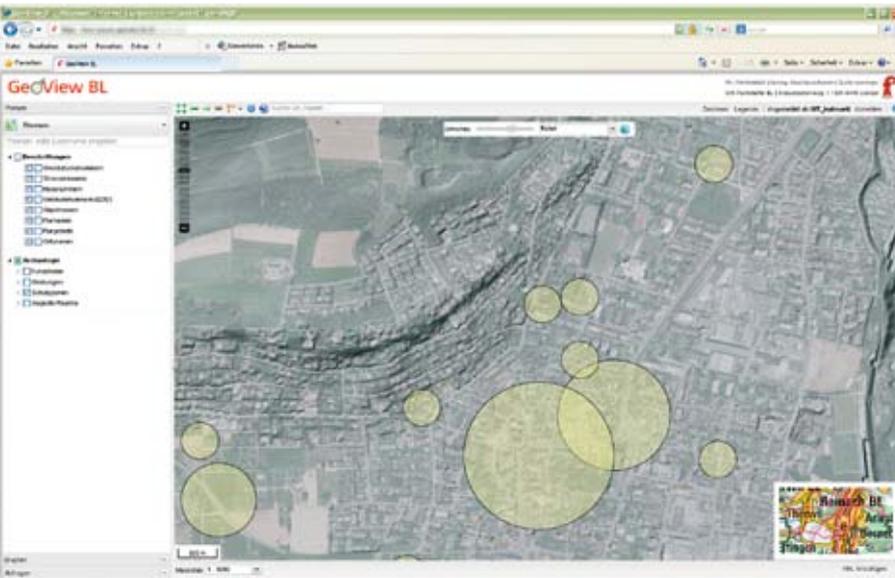
Stellungnahmen

Ausschnitt aus dem GeoView-Portal des Kantons Basel-Landschaft, mit archäologischen Schutzzonen.

2012 wurden 21 Stellungnahmen zu Zonenplanungsverfahren abgegeben, in Form von Angaben zu Schutzzonen oder Vorprüfungen. Dabei wurden diejenigen Bereiche innerhalb der Planungsperimeter, in denen archäologische Reste bekannt oder mit hoher Wahrscheinlichkeit zu erwarten sind, als

Schutzzonen ausgewiesen. Innerhalb dieser Schutzzonen kann die bisherige Nutzung vollumfänglich fortgeführt werden; für die Eigentümerinnen und Eigentümer gibt es somit keine Einschränkung. Wenn jedoch eine Nutzungsänderung erfolgt, was zumeist bei Baumassnahmen der Fall ist, ist eine Bewilligung der Archäologie Baselland erforderlich. Diese wird erteilt, nachdem abgeklärt ist, ob auf der Parzelle archäologische oder bauhistorische Befunde vorhanden sind und diese im positiven Fall dokumentiert sind. Zwar ist theoretisch auch mit der Möglichkeit zu rechnen, dass vorhandene Befunde – etwa besonders gut erhaltene Reste einer römischen Villa – erhalten werden müssen, so dass die Bewilligung nicht oder nur mit Auflagen erteilt werden kann. Doch dieser Fall, der zudem durch den Regierungsrat genehmigt werden müsste, ist in den vergangenen Jahrzehnten noch nie eingetreten.

Da mittlerweile die archäologischen Schutzzonen nahezu aller Gemeinden des Kantons auf dem In-



ternet einsehbar sind, können sich potentielle Bauherren bei Bauvorhaben bereits in einer frühen Phase der Planung über eventuell vorhandene oder zu erwartende archäologische Befunde informieren und dies beim weiteren Vorgehen berücksichtigen.

Für den gemeindeübergreifenden Waldentwicklungsplan Sissach-Farnsburg erhielt das Amt für Wald Informationen über die in diesem Gebiet vorhandenen archäologischen Zonen. Mit der Eintragung der Schutzgebiete in diesen Plänen soll insbesondere gewährleistet werden, dass die archäologischen Objekte bei forstlichen Planungen, beispielsweise bei Rodungen oder dem Waldwegbau, berücksichtigt und geschützt werden.

Im Zusammenhang mit Meliorations-, Strassenbau- und Leitungsbauprojekten wurden verschiedenen Dienststellen in zehn Fällen Stellungnahmen zu betroffenen archäologischen Objekten abgegeben. Auch war die Archäologie Baselland in die Planung

der Neugestaltung der Ortsdurchfahrten in Waldenburg und Langenbruck involviert, so dass hier die Interessen der Archäologie frühzeitig berücksichtigt werden konnten.

Bericht: Michael Schmaedecke

Langenbruck verdankt seinen Namen der mit Holzbohlen befestigten Passstrasse, die durch die neuen Sanierungen wohl tangiert wird.





Gertrud de Vries bei
der konzentrierten
Suche nach jung-
steinzeitlichen
Steinartefakten.

Gertrud de Vries (1922–2011)

Während mehr als einem halben Jahrhundert beschäftigte sich Gertrud de Vries neben ihrer künstlerischen Tätigkeit im Keramikatelier intensiv mit der Archäologie. Mit grosser Begeisterung und Fachkenntnis sammelte sie in unzähligen Feldbegehungen auf Äckern und in Baugruben – vor allem im Kanton Basel-Landschaft – Tausende von archäologischen Objekten. Ausgestattet mit einem untrüglichen Gespür für das Auffinden von urgeschichtlichen Siedlungsorten entdeckte sie mehrere Fundstellen aus der Jungsteinzeit, wo unsere bereits sesshaften Vorfahren vor etwa 6000 Jahren als Viehzüchter und Ackerbauern lebten.

Ihre jungsteinzeitlichen Lesefunde umfassen hufenweise geschliffene Beilklingen aus Felsgestein, die man in handliche Holzschäfte einsetzte. Die jungsteinzeitlichen Bauern brauchten diese Beile für mannigfaltige Holzarbeiten, wie zum Beispiel für das Herstellen und Bearbeiten von Balken, Pfosten und Brettern beim Hausbau. Gertrud de Vries fand ausserdem zahlreiche Pfeilspitzen, Messer, Kratzer und andere Werkzeuge aus Silex sowie Mahlplatten aus Felsgestein, auf denen mit einem

Reibstein Getreidekörner zu Mehl verarbeitet wurden. Ihre unermüdliche Suchtätigkeit sorgte nicht nur für einen enormen Zuwachs an Funden, sondern erweiterte durch die neu hinzu gekommenen Fundstellen auch das jungsteinzeitliche Siedlungsbild in unserem Kanton.

Beilklingen aus Felsgestein unterschiedlicher Form und Grösse aus einer jungsteinzeitlichen Siedlung aus Ettingen.



Zwei jungsteinzeitliche
Pfeilspitzen aus Ettin-
gen und mittelstein-
zeitliche Mikrolithen
aus Ettingen und
Muttenz. M 1:1.

Bei ihren Feldbegehungen stiess Gertrud de Vries auch auf Artefakte, die mit rund 8000 bis 9000 Jahren um einiges älter sind als die eben erwähnten jungsteinzeitlichen Objekte. Es sind sogenannte Mikrolithen aus der Mittelsteinzeit, die vor allem als Spitzen in hölzerne Pfeilschäfte eingesetzt wurden. Pfeil und Bogen waren zu dieser Zeit, als die

nomadisierenden Menschen noch vom Jagen und Sammeln lebten, die gebräuchliche Jagdwaffe.

Im Archiv der Archäologie Baselland sind 27 Fundstellen aufgeführt, die von Gertrud de Vries regelmässig abgesucht wurden. Die daraus stammenden Funde decken ein zeitliches Spektrum von der Steinzeit bis in die Neuzeit ab. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, auf alle diese Fundstellen einzugehen. Zwei besonders interessante Fundstellen seien jedoch erwähnt, die gegensätzlicher nicht sein könnten. Es handelt sich einerseits um den Fund einer eisernen Lanzenspitze aus dem 7. Jahrhundert n. Chr., die 1975 auf einem Acker in der Gemeinde Aesch zum Vorschein kam und andererseits um neuzzeitliche Apothekegegenstände. Letztere fand Gertrud de Vries in einer längst zugeschütteten Abfallgrube, die man beim Bau der Autobahnausfahrt H18 bei Muttenz wieder öffnete. Speziell sind dabei die aus Glasstangen von ehemaligen Posamenter-Webstühlen gefertigten Stössel.

Gertrud de Vries stand in vorbildlicher Weise in ständigem Kontakt mit den Mitarbeitern der Archäolo-



gie Baselland. Ihre Erkenntnisse wurden laufend in kommentierter Form in die Akten übernommen und ihre Funde bestimmt und inventarisiert, so dass sie jederzeit interessierten Fachleuten zur Verfügung stehen. Einige Funde fanden bereits Eingang in wissenschaftliche Publikationen. Mit diesen Zeilen würdigen wir nun die ehrenamtliche Tätigkeit von

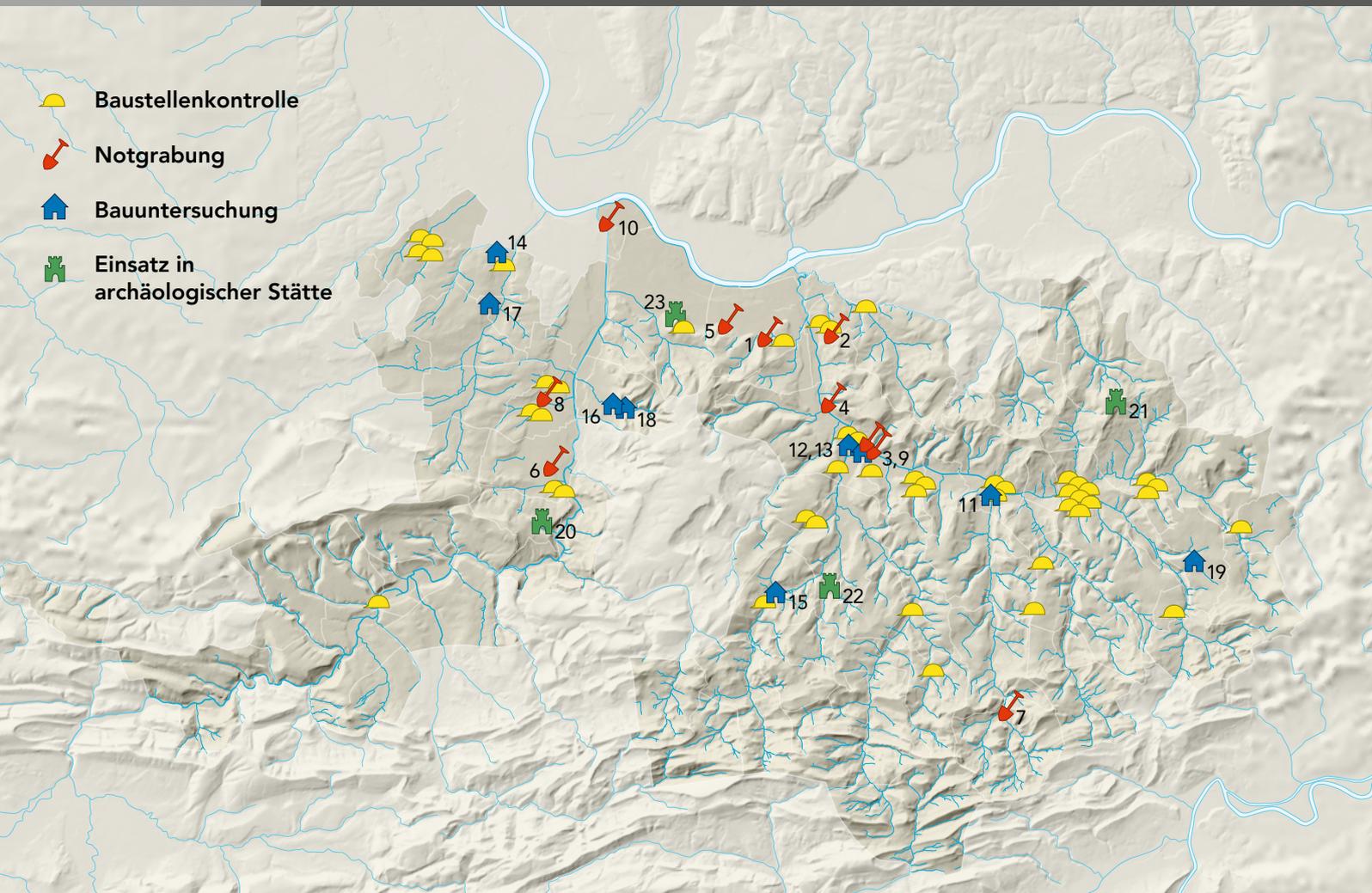
Gertrud de Vries und danken ihr postum für ihre Forschungen und den daraus erwachsenen Wissenszuwachs. Die archäologische Wissenschaft wird noch lange von ihrem stetigen Schaffen profitieren.

Bericht: Jürg Sedlmeier

**Apothekergegenstände
(Fläschchen, Salbentöpfchen und Glasstößel)
aus Muttenz und
frühmittelalterliche
Lanzenspitze vom
Schlatthof bei Aesch.**



-  Baustellenkontrolle
-  Notgrabung
-  Bauuntersuchung
-  Einsatz in archäologischer Stätte



Grabungen und Bauuntersuchungen

Das Berichtsjahr zeichnete sich durch zahlreiche eher kleinere Interventionen im Feld aus. Eine Auswahl davon wird im Folgenden vorgestellt. Klein ist nicht gleichbedeutend mit unwichtig. Oft sind es gerade solche Detailbeobachtungen, die dann – im grösseren Zusammenhang gesehen – für das Gesamtbild wichtig sind. Das trifft zum Beispiel für die fast alljährlichen Untersuchungen in der römischen Wasserleitung von Liestal nach Augst zu, wo immer wieder unerwartete Beobachtungen gemacht werden. Aber auch der römische Gutshof von Pratteln-Kästeli/St. Jakobstrasse, wo jeder Gebäuderest neue Informationen zum Funktionieren dieser imposanten Anlage liefern kann, hat noch längst nicht alle Geheimnisse preisgegeben.

Einen wichtigen Bestandteil des Leistungsauftrages der Archäologie Baselland bilden heute Bauuntersuchungen. Seit nunmehr sieben Jahren stellt die Bauarchäologie ein eigenes Ressort und hat sich für die Erforschung der Baselbieter Baukultur zu einem wertvollen Wissenstank gemauert. Sie ergänzt die durch Grabungen gewonnenen Erkenntnisse zur Baselbieter Geschichte und liefert Einsichten in vergangene Wohnkulturen, Lebensweisen und das Bauhandwerk. Gebäude werden vor und während dem Umbau, einer Sanierung oder ihrem Abriss dokumentiert, wobei das Erkennen und Verstehen der «Anatomie» und der «Biografie» des Gebäudes im Vordergrund der Untersuchungen steht.

Das Bauforschungsteam wurde Ende 2011 mit der internen Umverteilung einer 70 %-Stelle auf nun 160 Stellenprocente aufgestockt. Die Entlastung der Ressortleitung soll mittelfristig eine vertiefte Forschungsarbeit über die Baselbieter Baukultur ermöglichen.

Reto Marti

<
Wichtige Notgrabungen
und Bauuntersuchungen
sowie Baustellenkon-
trollen und Einsätze
in archäologischen
Stätten der Archäologie
Baselland im Jahr 2012
(vgl. die Liste auf den
folgenden Seiten).

Grabungen

- 1 Pratteln, Hohle Gasse (Urgeschichte)
- 2 Füllinsdorf, Büechlihau (Urgeschichte, Römerzeit)
- 3 Liestal, Heidenloch (Römerzeit)
- 4 Liestal, Unterer Burghaldenweg (Römerzeit)
- 5 Pratteln, St. Jakobstrasse (Römerzeit)
- 6 Aesch, Grienweg 5 (Frühmittelalter)
- 7 Eptingen, Witwald (Mittelalter)
- 8 Reinach, Brunngasse 9 (Mittelalter, Neuzeit)
- 9 Liestal, Büchelistrasse 4 (Neuzeit)
- 10 Birsfelden, Friedensgasse (Neuzeit)

Bauuntersuchungen

- 11 Sissach, Mühlegasse 6
- 12 Liestal, Kanonengasse 39–41
- 13 Liestal, Rathausstrasse 9
- 14 Binningen, Hollee 42
- 15 Ziefen, Hauptstrasse 100
- 16 Arlesheim, Dom
- 17 Bottmingen, Bruderholzstrasse 7 und 9
- 18 Arlesheim, Obere Mühle
- 19 Wenslingen, Mittlere Gasse 44

Einsätze in archäologischen Stätten

- 20 Pfeffingen, Schloss
- 21 Ormalingen, Farnsburg
- 22 Bubendorf, Gutenfels
- 23 MuttENZ, Wartenberg

Baustellenkontrollen

Aesch, Dornacherstrasse 1	Lausen, Hof Weissbrunnen 9
Aesch, Drosselweg	Liestal, Bienentalstrasse
Allschwil, Feldstrasse 43	Liestal, Vogelsangweg 1
Allschwil, Kreuzstrasse 3	Lupsingen, Jägeracker
Allschwil, Langgartenweg 21	Lupsingen, Steinmertenmattweg
Allschwil, Ochsengartenweg	Münchenstein, Helsinkistrasse 9
Anwil, Hauptstrasse	Münchenstein, Rütliweg 6
Bennwil, Martinshübel 12	Muttenz, Brühlweg 42
Binningen, Margarethenstich	Ormalingen, Baumgartenweg
Binningen, Margarethenstrasse 48	Ormalingen, Buchsweg 2
Diepflingen, Sommerauweg 21	Ormalingen, Gaissacker
Füllinsdorf, Oberer Rainweg 29	Pratteln, Kästeliweg 4–6
Füllinsdorf, Wölferstrasse	Reigoldswil, Gätterliacherweg
Gelterkinden, Höldeliweg 15	Reinach, Baumgartenweg
Gelterkinden, Ischlagweg (3 Etappen)	Reinach, Brühlgasse
Gelterkinden, Rebgasse	Reinach, Fleischbachstrasse
Gelterkinden, Tecknauerstrasse	Reinach, Stockackerstrasse
Gelterkinden, Turnhallenstrasse (2 Etappen)	Rümlingen, Hohrainweg
Giebenach, Marksteinweg	Seltisberg, Im Winkel
Hölstein, Fichtenweg	Sissach, Bergweg
Itingen, Dellenbodenweg	Sissach, Heidengässli 11
Itingen, Kreuzenstrasse 21 und 23	Sissach, Schulgasse 20
Kirchberg, Rainweg	Zwingen, Blauenstrasse

Pratteln, Hohle Gasse: wie alt ist das älteste Werkzeug der Schweiz wirklich?

**Pratteln, Hohle Gasse.
Blick von Norden auf
den mittleren Profilschnitt,
wo Christoph Hauser
1974 den
Faustkeil entdeckte.**

Am 16. Februar 1974 entdeckte der Schüler Christoph Hauser in einem Hohlweg oberhalb des Dorfes Pratteln einen Faustkeil aus Silex, den man wohl als ältesten steinzeitlichen Fund der Schweiz bezeichnen darf. Nach anfänglichen Zweifeln ist seine Echtheit heute unbestritten. Das verwendete

Silexrohmaterial, das aus einer regionalen Lagerstätte bei Lausen stammt, sowie seine gesamte Ausprägung lassen keinen anderen Schluss zu. Was jedoch wiederholt zu Diskussionen führte, war sein mögliches Alter. Seit seiner Entdeckung wurden diesbezüglich immer wieder grobe Schätzungen vorgenommen, die den beträchtlichen Zeitraum zwischen etwa 120 000 und 400 000 Jahren umfassten. Vor kurzem wurde zudem erkannt, dass der Faustkeil durch natürliche geologische Vorgänge verlagert wurde und sein Fundort am Hang des Hohlweges nicht der ursprüngliche Ablagerungsort ist, was die Beantwortung der Altersfrage zusätzlich erschwert.

Nachdem Naturwissenschaftler eine neue Methode zur Datierung von Geröllablagerungen mit einem Alter von mehr als 100'000 Jahren bekannt gemacht hatten, entschloss sich die Archäologie Baselland zu



deren Anwendung, um vielleicht doch noch Genaueres über das Alter des Faustkeils zu erfahren. Im Vorfeld der geplanten Untersuchungen hat Christoph Hauser die exakte Fundlage des Objekts festgelegt, wofür wir ihm zu grossem Dank verpflichtet sind. Interessant ist auch seine Aussage, dass das Werkzeug beim Auffinden grösstenteils noch in der Erde steckte.

Anschliessend wurden im September 2012 am Fundort und an zwei weiteren Stellen des Hohlweges Sondierschnitte angelegt. Die Untersuchung hatte zum Ziel, die geologisch-bodenkundlichen Verhältnisse im Umfeld der Faustkeilfundstelle neu zu beurteilen sowie mittels der vor kurzem entwickelten Beryllium-Methode indirekt weitere Anhaltspunkte für die Datierung des Faustkeils zu erhalten.

Auf der Suche nach dem eiszeitlichen Deckenschotter, aus denen der Faustkeil mutmasslich stammt, reinigten Christine Pümpin, Philippe Rentzel und Mathias Lutz vom Institut für Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie der Universität Basel auch den oberen Profilschnitt, wo sich

Besprechung beim oberen Profilschnitt mit Reto Marti, Jürg Sedlmeier, Philippe Rentzel und Mathias Lutz (vlnr).



**Naki Akçar von der
Universität Bern und
Susan Ivy-Ochs von der
ETH Zürich bei der
Probenentnahme.**

erfreulicherweise noch originale Reste des Deckenschotters erhalten haben. Dies gab schliesslich den Ausschlag für die Entnahme einer Probenserie zur Datierung des Deckenschotters mit Hilfe der Messung des Gehaltes an kosmogenen Nukleiden (Beryllium-Methode) durch Naki Akçar von der

Universität Bern und Susan Ivy-Ochs von der ETH Zürich. Die mit Spannung zu erwartenden Ergebnisse sollten einen konkreten Anhaltspunkt zur Alterstellung des lokalen Deckenschotters und damit auch zum ursprünglich wohl darin eingelagerten Faustkeil liefern.

Bericht: Jürg Sedlmeier, Philippe Rentzel
Geoarchäologie: Philippe Rentzel, Universität Basel
Aluminium-Beryllium-Analysen: Naki Akçar, Universität Bern
September 2012





links:

So könnte der Besitzer des Pratteler Faustkeils ausgesehen haben.

Je nach Datierung des Fundes dürfte er ein *Homo erectus*, ein *Homo heidelbergensis* oder ein *Homo Steinheimensis* gewesen sein (Zeichnung Benoît Clarys).

rechts:

Christine Pümpin und Mathias Lutz vom Institut für Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie der Universität Basel bei der Probenentnahme und Dokumentation des mittleren Profilschnittes.

Füllinsdorf, Büechlihu.
Für einmal keine
Notgrabung auf der
Baustelle, sondern
ein Einsatz im Wald:
Susanne Afflerbach,
Alessandro Mastro-
vincenzo und Sabine
Bugmann untersuchen
die Fundstelle um den
keltischen Hortfund
gründlich.



Füllinsdorf, Büechlihau: ein spätkeltischer Münzhort und weitere Funde

Ende 2011 meldeten zwei Späher der Archäologie Baselland, Wolfgang Niederberger und Jean-Luc Doppler, sie hätten in einem Wald bei Füllinsdorf einen keltischen Münzhort entdeckt. In der Folge händigten sie der Archäologie Baselland sämtliche Münzen aus, die sie vor Ort bereits gefunden hatten. Es zeigte sich, dass es sich dabei in erster Linie um spätlatènezeitliche Quinare des Typs Kaletedou handelte.

Ein erster Augenschein vor Ort ergab, dass sich die Fundzone an einem ebenmässigen Abhang über ein Areal von rund 50 Quadratmetern erstreckte, mit einer klaren Fundkonzentration im oberen Mittelfeld. Man konnte also davon ausgehen, dass die Münzen ursprünglich gemeinsam verborgen worden sind und erst im Laufe der Zeit verstreut wurden. Der aktuelle Baumbestand ist etwa 50–60 Jahre alt – denkbar ist demnach, dass die Fundstelle anlässlich der Rodung oder der Neubestockung des Geländes durchwühlt wurde.

Im Frühjahr 2012, nach der Schneeschmelze, erfolgten eine Nachgrabung und eine intensive Untersuchung des umliegenden Geländes durch die Archäologie Baselland, unter engagierter Mithilfe von Wolfgang Niederberger. Auf diese Weise kamen schliesslich insgesamt exakt 300 Münzen ans

Die 300 keltischen
Silbermünzen aus dem
Hort von Füllinsdorf.



Kaletedou-Quinar aus dem Hort von Füllinsdorf. Dieser Münztyp bildet in verschiedenen Varianten den Hauptanteil im Fund. M 2:1.

Licht. Trotz der schönen runden Zahl ist damit zu rechnen, dass bereits zu einem früheren Zeitpunkt einige Münzen durch Bodeneingriffe verloren gegangen sind, denn hangabwärts wird die Fundzone von einem Waldweg durchschnitten. An dessen Böschung sind denn auch ebenfalls einzelne, verlagerte Münzen gefunden worden.



Die Grabung ergab keinerlei Hinweise auf die Art und Weise der Deponierung des Münzhortes. Unter dem rund 30 Zentimeter tiefen Waldboden zeichnete sich der gewachsene Boden ab, in dem auch im Bereich der grössten Fundkonzentration keinerlei Spuren einer Grube oder dergleichen zu erkennen waren. Auch Keramikscherben oder andere Hinweise auf ein Behältnis fehlen. Der Hort war also vermutlich in geringerer Tiefe vergraben worden – vielleicht in einem organischen Behältnis, das seither zergangen ist, oder er wurde oberirdisch versteckt, zum Beispiel in einem hohlen Baum.

Der Füllinsdorfer Fund setzt sich also aus insgesamt 300 Silbermünzen zusammen, womit es sich um den grössten keltischen Hort mit Edelmetallmünzen im Gebiet der heutigen Schweiz handelt, der zudem weitgehend vollständig erhalten ist. Mit wenigen Ausnahmen besteht er aus einem einzigen Münztyp: den so genannten Kaletedou-Quinaren. Bei frühen Varianten des Münztyps ist in griechischem

Alphabet KAAETEΔOY (= Kaletedou) zu lesen. Es handelt sich um einen keltischen Personennamen – wahrscheinlich eines gallischen Anführers. Nach und nach wurden die Buchstaben in für uns bedeutungslose Zeichen aufgelöst. Solche Exemplare sind auch im Füllinsdorfer Hort sehr häufig.

Die Kaletedou-Quinare stammen ursprünglich aus Ostfrankreich, sind aber auch in der Schweiz sehr zahlreich. Wegen der vielen Varianten und ihrer weiten Verbreitung geht die Forschung von einer Prägung an mehreren Orten aus, wie auch Münzstempel aus den weit auseinanderliegenden spätlatènezeitlichen Siedlungen vom Mont Vully im Kanton Fribourg und vom Donnersberg in Rheinland-Pfalz belegen.

Andere Münztypen sind im Hort zwar selten, weisen jedoch markante Beziehungen ins Rhonetal und besonders nach Bayern auf. Dort fand sich in der spätlatènezeitlichen Grosssiedlung von Manching ebenfalls ein Hort hauptsächlich aus ortsfrem-

den Kaletedou-Quinaren. Bemerkenswerterweise enthielt er daneben genau dieselben vereinzelt Münztypen wie Füllinsdorf, zum Beispiel aus dem Rhonetal. Auch die Zusammensetzung der Kaletedou-Varianten entspricht sich sehr gut, so dass von engen Beziehungen zwischen den beiden Horten auszugehen ist.

Drachme der Allobroges (Rhonetal): Der Münztyp kommt auch im Hort von Manching-Pichl und in der Siedlung von Altenburg vor. M 2:1.



Bayerischer Viertelquinar des Typs Manching: Der Münztyp kommt auch im Hort von Manching-Pichl und in der Siedlung von Altenburg vor. M 2:1.

Die spälatènezeitliche Grosssiedlung von Altenburg am Hochrhein (Baden-Württemberg) weist ebenfalls diese Marker im Münzspektrum auf. Überdies stammt von dort ein weiterer Hort mit Kaletedou-Quinaren. Es ist deshalb sehr wahrscheinlich, dass die Kontakte zwischen den beiden Regionen über die Siedlung in Altenburg liefen. Wie diese aussahen,

ist allerdings noch nicht abschliessend geklärt. Da das massive Aufkommen von Silberquinaren ab der ausgehenden älteren Spätlatènezeit in der Schweiz aber mit Soldzahlungen in Verbindung gebracht wird, ist bei der Interpretation des Sachverhalts eine militärische Komponente durchaus in Erwägung zu ziehen. Beim momentanen Stand der Auswertung ist von einer Niederlegung des Hortes in den Jahren um 80/70 v. Chr. auszugehen.

Im Umkreis des Hortfundes, aber etwas abseits der Fundkonzentration, kamen zwei eiserne spälatènezeitliche Fibelfragmente zum Vorschein. In der untersuchten Fläche, aber auch im weiteren Umfeld der Fundstelle, wurden zudem zahlreiche römische Schuhnägel entdeckt. Sie sind wohl als Hinweis zu werten, dass der Ort in antiker Zeit stark begangen war.

In dieselbe Richtung weisen weitere Funde, denn der keltische Hort ist nicht die einzige aussergewöhnliche Entdeckung im Büechlihu. Gut 100



Meter hangaufwärts fand sich beispielsweise ein weiterer Münzschatz, der über 100 Jahre nach den keltischen Münzen dem Boden anvertraut worden war: Er besteht aus 25 Silberdenaren der Römischen Republik aus den Jahren zwischen 149 und 42 v. Chr. sowie zwei deutlich jüngeren Goldmünzen (Aurei) der Kaiser Tiberius (14–37 n. Chr.) und Nero (54–68 n. Chr.). Auch diese Münzen fanden sich über einige Quadratmeter verstreut, ohne Hinweis auf ein zugehöriges Behältnis. Da die Silbermünzen stark abgegriffen sind, müssen sie während Jahrzehnten in Umlauf gewesen sein; es liegt deshalb auf der Hand, dass sie erst zusammen mit den viel jüngeren Goldstücken im ersten Jahrhundert n. Chr. in den Boden gelangt sind.

Der Fundplatz war danach noch während Jahrhunderten von Bedeutung, denn unweit der republikanischen Silberdenare und der beiden Goldmünzen fanden sich zwei weitere ausserordentliche Ensembles: Einerseits sind dies zwei Silbermünzen (Antoniniane) der Kaiser Gordianus III. (238–244 n.

Chr.) und Philippus I. (244–249 n. Chr.), die wohl ebenfalls gemeinsam deponiert worden sind. Und andererseits fanden die beiden Späher Niederberger und Doppler bei der Nachkontrolle des Geländes drei spätantike Silbermünzen (Siliquae) aus den Jahren 364–367, die unter den Kaisern Valentinianus I. und Valens geprägt wurden.

Goldmünze (Aureus)
des Nero, um 64/65 n.
Chr. in Rom geprägt.
M 2:1.



Der römische Sockel
für ein Götterbildnis
fand sich rund 250
Meter von den Fund-
stelle der beiden Horte
entfernt.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass die schon früh geäußerte Vermutung, es könnte sich hier um eine Kult- oder Opferstätte handeln, zunehmend bestärkt wird. In diese Richtung weist auch der Fund eines qualitativ vollen römischen Statuettensockels aus Buntmetall, auf dem noch die Zinnspuren der aufgelöteten Figuren zu erkennen sind.

Aufgrund der Anzahl und der Verteilung der Lotspuren könnte es sich bei der verehrten Figur um Merkur mit Begleittieren gehandelt haben.

Der Mangel an nachweisbaren baulichen Strukturen lässt am ehesten an einen «heiligen Hain» denken, der sich hier über diesen exponierten Berghang, am Ausgang des Ergolztales, erstreckte. Einige Jahrzehnte nach der Verbergung des keltischen Fundes entstand am Fusse dieses Hügels die römische Koloniestadt Augusta Raurica, doch bedeutete dies keineswegs das Ende des Platzes; die Funde belegen im Gegenteil dessen während Jahrhunderten fortdauernde Bedeutung bis in die Spätantike.

Nicht nur die topographische Lage und das Fehlen von Siedlungs- oder Befestigungsstrukturen spricht für eine Deutung als Kult- oder Opferplatz, sondern auch die Zusammensetzung der römischen Ensembles, die einen völligen Gegensatz zu den Siedlungsfunden im nahen Augusta Raurica bilden:



24.71.396
E0645



Während in Augst in erster Linie grosse Mengen von Kleingeld aus Buntmetall zu Tage treten, das im Alltag verloren ging, fand Wolfgang Niederberger in Füllinsdorf fast ausschliesslich wertvollere Gold- und Silbermünzen, die eindeutig mit Absicht dem Boden anvertraut worden waren.

Mittlerweile ist die Fundstätte systematisch abgesehen, nicht zuletzt, um Raubgräbern jegliche Möglichkeit zu nehmen, ihr zerstörerisches Werk in Füllinsdorf anzugehen. Auch die wissenschaftliche Auswertung dieses ausserordentlichen Ensembles ist bereits angelaufen.

Es ist uns ein Anliegen, den ehrlichen Findern Wolfgang Niederberger und Jean-Luc Doppler an dieser Stelle für ihre tolle Zusammenarbeit herzlich zu danken. Ihrem Spürsinn und scharfen Auge verdanken die Baselbieterinnen und Baselbieter eine der spektakulärsten Entdeckungen der letzten Jahre, die – wie die Reaktionen der Medien und der Aus-

stellungenbesuchenden zeigt – weitherum auf grosse Faszination und Begeisterung stösst.

Bericht: Reto Marti, Michael Nick, Markus Peter, Inventar der Fundmünzen der Schweiz IFS, Bern
Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Februar bis Dezember 2012

Teil des jüngsten Ensembles von Füllinsdorf: Silbermünze (Siliqua) Valentinians I., 364–367 in Rom geprägt. M 2:1.



Liestal, Heidenloch: ein Bauwerk mit 2000-jähriger Geschichte

Entlang der Heidenlochstrasse in Liestal verläuft die römische Wasserleitung, die einst Augusta Raurica mit Frischwasser aus der Ergolz versorgte – gut erhalten, aber unscheinbar im Boden. Ein rund 70 Meter langer Abschnitt ist heute noch zugänglich und begehbar. Er wurde in den 1950er und 1980er Jahren bereits untersucht. Ein auffälliges Merkmal dieses Leitungsabschnitts sind Schriftzeichen an den Kanalwänden. Sie stammen hauptsächlich aus dem 17./18. Jahrhundert. Der Liestaler Lehrer und Forscher Theodor Strübin nahm an, dass Rebbauern, vielleicht aber auch lichtscheue Gestalten diesen Leitungsabschnitt bei Regen und Hitze als Unterschlupf nutzten. Ein Besuch in diesem hier noch perfekt erhaltenen Bauwerk fasziniert jedenfalls die Menschen – damals wie heute.

Ein Augenschein im November 2011 ergab, dass eine umfassende Dokumentation dieser Inschriften dringend angezeigt war: Das von oben in die Leitung eindringende Wasser lagert langsam aber stetig Kalksinter an den Kanalwänden ab. Dieser Sinter überzieht die neuzeitlichen Inschriften und macht sie von Jahr zu Jahr unlesbarer.

Die Dokumentationsarbeiten, die Hand in Hand mit einer kompletten, dreidimensionalen Neuvermessung der Leitung gingen, wurden im März des Berichtsjahres durchgeführt. Zuerst wurden die Kanalwände systematisch fotografisch erfasst, die Bilder anschliessend auf dem Computer entzerrt und im Massstab 1:5 ausgedruckt. Der Ausdruck diente

Fotografie des links umgezeichneten Ausschnitts. Die weissen Kreuze sind Passpunkte für die Fotoentzerrung.



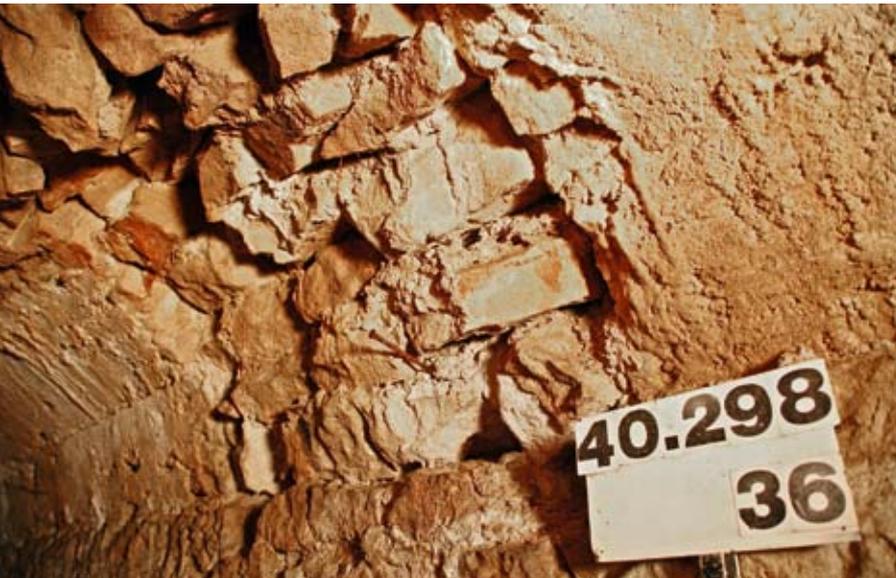
Nach der Gewölbeerstellung zugemauerter Einstiegsschacht: Es ist deutlich zu sehen, wie die Abdrücke der Schalungsbretter im Bereich des Schachts fehlen.

als Grundlage für die Erstellung eines transparenten Deckblatts, auf dem man die Details der Inschriften vor Ort überprüfte und ergänzte.

Es ist heute nicht mehr eruierbar, von wo aus die neuzeitlichen Besucherinnen und Besucher in die Wasserleitung gelangten. Ein einfaches Loch im Ge-

wölbe dürfte als Einstieg gereicht haben. Die meisten Inschriften sind wohl als «Ich war hier»-Aussage zu verstehen. Die Zeichen wurden mit Kohle, Kreide, Bleistift, Rötel oder (selten) als Einritzung im Kalkverputz der Wasserleitung angebracht. Rötel ist eine Mineralfarbe, die aus einer Mischung von Kreide, Ton und Hämatit besteht. Solche Mischungen wurden schon in der Altsteinzeit für Höhlenmalereien eingesetzt. Seit der Renaissance wurde Rötel auch in Stiftform verwendet. In einem Grossteil der Fälle verewigten sich die Verfasser mittels der Angabe der Initialen, häufig in Kombination mit einer Jahreszahl. Die heute noch lesbaren Jahreszahlen reichen von 1621 bis 1927, mit einem Schwerpunkt im 18. Jahrhundert. In einigen wenigen Fällen sind auch ausgeschriebene Namen erkennbar, die sowohl in Kurrentschrift wie auch als «Normalschrift» mit alleine stehenden Buchstaben auftreten.

Im Zuge der Vermessungsarbeiten wurden auch zwei bisher noch nicht erkannte römerzeitliche Einstiegsschächte dokumentiert. Die knapp einen Meter breiten Öffnungen liegen knapp 30 Meter



auseinander und wurden erst zugemauert, nachdem das Gewölbe der Wasserleitung erstellt war. Sie dienten wohl als Serviceschächte während des Innenausbaus, um die Elemente des Lehrgerüsts und der Schalungsbretter entfernen und den Dichtungsmörtel anbringen zu können. Denkbar ist allenfalls auch, dass solche Schächte als Einstieg für Unterhaltsarbeiten während des Betriebs der Wasserleitung dienten, beispielsweise bei Reinigungs- oder Reparaturarbeiten. Sie hätten dann allerdings jeweils aufgebrochen und nach Abschluss der Arbeiten wieder zugemauert werden müssen. Zudem machen zwei Serviceschächte in solch geringem Abstand zueinander kaum Sinn, was die Hypothese von bauzeitlich benützten Einstiegen stärkt.

Ein weiteres, bisher unbekanntes Detail sind Flecken von rötlichem, ungebranntem Lehm, die sich sporadisch über die gesamte Länge des Leitungsabschnitts genau am Übergang zwischen den Seitenwänden und dem Gewölbeansatz finden. Der Lehm wurde während des Baus der Wasserleitung dort verteilt. Seine genaue Funktion ist bis heute

unbekannt. Möglicherweise sollte er den Gewölbeansatz zusätzlich abdichten und so verhindern, dass verschmutztes Regenwasser von aussen eindringen konnte.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
März 2012

**Flecken rötlichen
Lehms am Gewölbeansatz
der Wasserleitung.
Unten im Bild sind die
obersten Steine der
Seitenwand sichtbar.**



Liestal, Unterer
Burghaldenweg.
Daniel Perez bei Ver-
messungsarbeiten
mit Laserstrahl und
Klappmeter. Die
Leitung ist teilweise
noch mit Sedimenten
verfüllt.



Liestal, Unterer Burghaldenweg: die Wasserleitung, fast perfekt erhalten

Am Unteren Burghaldenweg löste der Bau von zwei Einfamilienhäusern eine vorgängige archäologische Untersuchung aus. Bereits 1987 hat man die römische Wasserleitung in der benachbarten Parzelle dokumentiert. Daher war bekannt, dass sie in diesem Abschnitt sehr gut erhalten ist. So war es bereits damals möglich, den nun zu untersuchenden Leitungsabschnitt komplett zu begehnen.

Der höchste Punkt des Gewölbes lag nur 40 Zentimeter unter der heutigen Oberfläche. Unter anfänglicher Zuhilfenahme eines Baggers und später von Hand wurde das Gewölbe komplett freigelegt. Dabei zeigte sich, dass der rund 21 Meter lange Abschnitt – mit Ausnahme eines drei Meter langen Stückes ganz im Süden – vollständig intakt war. Dort war auch zu erkennen, dass sowohl die hang- als auch die talseitige Seitenwand der Wasserleitung leicht verrutscht waren. In der Nordhälfte der Par-

zelle hingegen hatte sich die Leitung in den rund 2000 Jahren seit ihrer Erbauung keinen Zentimeter bewegt!

Das Gewölbe wurde von aussen und von innen dokumentiert. Für die Innendokumentation musste

Das freigelegte Gewölbe der Wasserleitung zeigte sich in einem hervorragenden Zustand.



Detail eines Gerüstloches: zu erkennen ist derselbe rötliche Lehm, der im Heidenloch zum ersten Mal entdeckt wurde (s. oben).

zuerst ein Einstiegsloch aufgebrochen werden. Es zeigte sich, dass die Sohle der Wasserleitung mit rund 60 Zentimetern Sediment bedeckt war. Dieser Umstand führte dazu, dass das Gewölbe nur in gebückter Haltung begehbar war, was die Dokumentationsarbeiten erschwerte.

Am Gewölbeansatz waren mehrere Gerüstlöcher erkennbar: Sie gehen auf Holzbalken zurück, die man seitlich auf die bereits gebauten Seitenwände gelegt hatte, um das Lehrgerüst für das Gewölbe aufzulegen. Nach der Fertigstellung des Gewölbes wurden das Lehrgerüst und die Balken entfernt. Übrig blieben die Gerüstlöcher, die man in den meisten Fällen mit einem Stein verschloss.

Der nächste Arbeitsschritt verdeutlichte die Richtigkeit der auf archäologische Untersuchungen gemünzten Aussage: «Ausgraben heißt zerstören»: Um die Sedimentationsschichten auf der Leitungssohle dokumentieren und ausgraben zu können, musste der Bagger zuerst das Gewölbe entfernen. Diese Methode wurde gewählt, weil der Leitungsabschnitt durch den Neubau anschließend ohnehin zerstört worden wäre.



Die von Philippe Rentzel durchgeführte geoarchäologische Untersuchung zeigte, dass die dicken Sedimentationsschichten im Inneren der Leitung auf zwei unterschiedliche Arten entstanden waren. Diejenigen Ablagerungen, die direkt über der Sohle lagen, kamen durch das Absedimentieren von

Feststoffen aus dem langsam fließendem Wasser zustande. Dieser Prozess wird sich gegen Ende der Nutzung der Wasserleitung abgespielt haben, als das Wasser zwar noch gegen Augusta Raurica hin floss, aber die Leitung nicht mehr aktiv unterhalten beziehungsweise gereinigt wurde. Die zweite, darüber

Für die Untersuchung der massiv gebauten Leitung war schweres Gerät nötig.



Sarah Hänggi
dokumentiert ganz
genau, wie die Leitung
seinerzeit überdeckt
worden war.

liegende Schicht besteht aus einem Lehm, der – im Wasser gelöst – im Laufe der Jahrhunderte durch kleinste Spalten und Öffnungen des Gewölbes eindrang und sich ablagerte. Die starke Versinterung des Gewölbes zeigt, dass hier viel Wasser von oben durch das Gewölbe eingesickert ist.



Ein Querschnitt durch die Wasserleitung zeigt exemplarisch, wie beim Bau vorgegangen wurde: In der Baugrube, die bis zu zwei Meter breiter war als die Wasserleitung, wurde zuerst der Fundamentgraben ausgehoben. Dieser wurde anschliessend mit grossen Kalkbruchsteinen gefüllt und mit Mörtel übergossen. Auf diesem Fundament mauerte man die Seitenwände auf, die schliesslich als Auflager für das Gewölbe dienten. Gegen Ende der Arbeiten wurden die Baugruben beidseits der Leitung bis zum Gewölbeansatz mit Kalkbruchsteinen zugeschüttet. In einem letzten Schritt folgte die komplette Überdeckung der Leitung mit Lehm.

Nach Abschluss der archäologischen Untersuchungen wurde die Parzelle für die Bauarbeiten freigegeben. Mit dem Baugrubenaushub wurde die römische Wasserleitung schliesslich bis auf die Unterkante des Fundaments entfernt.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Geoarchäologie: Philippe Rentzel, Universität Basel
April 2012



Der Querschnitt durch die Wasserleitung verdeutlicht deren Aufbau in idealer Weise. Die hellbraune Schicht über dem höchsten Punkt des Gewölbes zeigt das römische Gehriveau nach dem Zuschütten der Leitung durch die Erbauer. Die untersten 15 Zentimeter der Verfüllung in der Leitung haben sich noch in der spätesten Benützungszeit abgelagert.

Pratteln, St. Jakobstrasse. Gesamtplan der bisher bekannten Strukturen des Gutshofes mit Lage des neu entdeckten Gebäudes (rot eingerahmt). Seine Flucht stimmt mit derjenigen der meisten Gebäude der grossen Villa überein.



Pratteln, St. Jakobstrasse: ein Stallgebäude des römischen Gutshofes?

Die Archäologie Baselland begleitete die Aushubarbeiten für das neue Prattler Feuerwehrmagazin an der St. Jakobstrasse. Das Bauprojekt liegt im Perimeter der grossen römischen Villa «Kästeli», deren Anfänge im frühen 1. Jahrhundert nach Christus liegen und die bis ins spätere 4. Jahrhundert Bestand hatte. Die letzte grosse Ausgrabung fand im Jahr 2009 vor dem Bau des Lidl-Supermarktes statt. In der damaligen Untersuchung wurden umfangreiche Mauerreste des Hauptgebäudes und von Nebenbauten, ein Teil der Umfassungsmauer, ein Sodbrunnen sowie Spuren von Holzgebäuden dokumentiert (s. Jahresbericht 2009, 34 ff.; 2011, 164 ff.).

Die 2012 freigelegte Fläche lag knapp 200 Meter nordöstlich vom Hauptgebäude. Aus diesem Bereich waren bisher nur spärliche Mauerreste eines länglichen Gebäudes sowie ein vermutetes Torhaus bekannt.

Am Nordende der Untersuchungsfläche kamen die untersten Fundamentreste eines römischen Gebäudes zum Vorschein. Die Häufung von Dachziegeln

in der unmittelbaren Umgebung sowie die Dicke und Tiefe der Fundamentreste weisen auf ein mit Ziegeln gedecktes Gebäude hin. Leider hatte sich das römische Gelniveau nicht erhalten, so dass der Boden innerhalb des Gebäudes – wahrscheinlich ein gestampfter Lehm Boden – nicht untersucht werden konnte.

Nur die untersten Fundamentreste des neu entdeckten Gebäudes sind erhalten geblieben.



**Aufsicht auf die
Fundamentreste des
vermutlichen Stallge-
bäudes gegen Norden.
Die Pfeile weisen auf die
südliche und nördliche
Gebäudemauer.**

Die dokumentierte Gebäudebreite von 5 Metern stimmt mit dem nur rund 7 Meter nördlich liegenden, im Jahr 1964 ausgegrabenen, länglichen Gebäude überein. Während der Freilegung der Fundamente liess sich auch eine Innenunterteilung des Gebäudes fassen. Es handelte sich dabei um schmalere Fundamentreste aus aneinander gefügten Kalk-

bruchsteinen, die möglicherweise als Unterbau für Holzwände dienten.

Aufgrund der länglichen Gebäudeform, der Lage innerhalb des landwirtschaftlichen Teils der Villa (pars rustica) sowie der Dokumentation von ähnlichen Befunden auf anderen Grabungen in römischen Gutshöfen könnten die entdeckten Fundamentreste zu Stallungen gehört haben. Es ist vorstellbar, dass die Innenunterteilung des Gebäudes eine Art «Boxenabteile» darstellte, in denen die Tiere gehalten wurden. Leider gibt es keine Hinweise, welche Tierart(en) hier untergebracht waren.

Zusammen mit dem bereits 1964 entdeckten Gebäude scheint sich hier das Bild zweier sich gegenüberliegender Stallungen mit einem Hofbereich dazwischen abzuzeichnen. Die Deutung einer Gebäudefunktion ausschliesslich aufgrund der Fundamente ist allerdings heikel und muss mit einer gewissen Vorsicht genossen werden.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
August 2012





Die Suche nach den Resten des grossen römischen Gutshofes in Pratteln-Kästeli gestaltet sich schwierig, weil grössere Teile heute überbaut und die Böden zum Teil belastet sind.

Aesch, Grienweg. Das neu untersuchte Areal (rot) liegt praktisch inmitten von bereits dokumentierten Gräbern. Auch in den «leer» scheinenden Parzellen nördlich und östlich davon sind Bestattungen zu vermuten, doch wurden dort bisher noch nie Ausgrabungen durchgeführt.



Aesch, Grienweg: auf den Spuren des frühmittelalterlichen Gräberfeldes

Der bevorstehende Ausbau eines Einfamilienhauses am Aescher Grienweg führte im Vorfrühling 2012 zu einer vorgängigen Ausgrabung. Die betroffene Parzelle liegt inmitten eines der bedeutendsten frühmittelalterlichen Gräberfelder der Region. Die Chancen, auf Gräber zu stossen, war ausserordentlich hoch, lag doch das nächste dokumentierte Grab nur gerade fünf Meter von der geplanten Baugrube entfernt.

Der Friedhof, von dem dank früheren Grabungen bisher rund 70 Bestattungen erfasst sind, ist seit dem 18. Jahrhundert bekannt. Er muss eine Ausdehnung von 200–300 Metern besessen haben und umfasste wohl mehrere hundert Gräber aus dem 6. bis frühen 8. Jahrhundert. An dessen Südrand – wo sich auch die zu untersuchende Parzelle befindet – wurde um das Jahr 650 n.Chr. ein Separatfriedhof eingerichtet, in dem die Angehörigen einer reichen Oberschicht ihre Toten bestatteten. Die reichsten Gräber

waren ursprünglich mit Grabhügeln und Gräben oberflächlich markiert, wurden aber – wie die Grabungskampagnen in den Jahren 1983, 1991/92 sowie 1996 zeigten – von Grabräubern heimgesucht. Obwohl dadurch ein Grossteil der ursprünglichen Beigaben verloren ging, kamen in den Grabungen

Schwierige Spurensuche
in bereits überbautem
Gelände ...



Alessandro Mastrovincenzo, Daniel Perez und Mustafa Uslu (hinten) suchen das Terrain nach Grabresten ab.

direkt neben der nun untersuchten Parzelle wertvolle Beigaben wie Gürtelbeschläge mit Silber- und Messingeinlagen, Halsketten oder verzierte Fibeln (Mantelschliessen) zum Vorschein. Der spektakulärste Fund, eine goldene Filigranscheibenfibel der Zeit um 660/680 n.Chr., kam in der Grabung 1991 ans Licht.

Die hohen Erwartungen an die aktuelle Kampagne wurden indes enttäuscht: Es kamen keine weiteren Gräber zum Vorschein. Ein Grossteil der Fläche war bereits beim Bau einer heute nicht mehr sichtbaren Rampe in die rückwärtige Kellergarage zerstört worden. In den noch intakten Flächen waren nur wenige Befunde – meist neuzeitlich bis modern zu datierende Gruben – erhalten geblieben.

Den einzigen Hinweis auf die Präsenz des frühmittelalterlichen Friedhofs lieferten verlagerte, menschliche Knochenfragmente, die in der Einfüllung eines modernen Leitungsgrabens lagen. Sie beweisen, dass es in unmittelbarer Umgebung weitere Gräber gegeben haben muss.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Februar und März 2012





Diese reich verzierte Filigranscheibenfibel kam im Jahr 1991 nahe der diesjährigen Grabungsfläche zum Vorschein. Vorderseite und Seitenwand bestehen aus einer Gold-Silber-Legierung. Die Seitenwand wurde über ein Model mit Blattrankendekor getrieben. Die Fassungen enthalten farbige Glasplättchen, Silberkalotten und im Zentrum eine Gemme aus Glas. Ein Röhrenkranz um den Mittelbuckel enthielt vermutlich echte Perlchen. Die verbliebenen Freiflächen sind sorgfältig mit Filigrandraht verziert. Durchmesser 8 Zentimeter.

Eptingen, Witwald.
Die herbstliche Idylle
täuscht: Die Mauern
der mittelalterlichen
Burgruine drohen zu
zerfallen.



Eptingen, Witwald: letzte Reste der Oberburg

Ein aufmerksamer Wanderer meldete der Archäologie Baselland im Oktober den Fund von Ziegelfragmenten und Mauerresten auf einem Felssporn oberhalb der Ruine Witwald. Die Funde kamen in und unter dem Wurzelteller eines grossen, umgestürzten Baumes zum Vorschein.

Die Ruine Witwald liegt nördlich des Dorfes an einem Südhang. Die mächtigen Mauerreste des ehemaligen Wohnturms sind von weithin sichtbar. Die Erbauungszeit der Burg, die den Herren von Eptingen gehörte, ist unbekannt. 1398 wurde sie das erste Mal urkundlich erwähnt. 1487 verkaufte die Erbgemeinschaft der Herren von Eptingen die Burg an die Stadt Basel, die sie nicht weiter unterhielt. Daraufhin zerfiel die Burg rasch.

Im Jahr 1909 fanden Ausgrabungen statt. Die damals freigelegten Mauerzüge sind heute grössten-

teils noch sichtbar. Bereits damals wurden auf dem Felssporn oberhalb der Burg Mauerreste eines wohl ursprünglich länglichen Gebäudes freigelegt. Die Anlage lässt sich somit in eine Ober- und eine Unterburg aufteilen, was bei Kleinburgen der Region sonst eher selten der Fall ist.

Jan von Wartburg vermisst den künstlich abgearbeiteten Fels der Oberburg. Links der Wurzelteller des umgestürzten Baumes.



Die spärlichen Mauerreste sind links oben zu erahnen, unmittelbar neben dem bearbeiteten, brandgeröteten Fels in der Bildmitte.

Die Anfang des 20. Jahrhunderts freigelegten Mauern der Oberburg sind heute nicht mehr sichtbar. Es ist gut möglich, dass sie nach der Grabung der starken Erosion in diesem exponierten Bereich zum Opfer gefallen sind. Durch den umgestürzten Baum in einem damals nicht untersuchten Bereich kam

nun ein neuer, bislang unbekannter Mauerabschnitt der Oberburg ans Tageslicht: ein Teil der Ostmauer. Sie war kaum noch als solche zu erkennen. Die starke Durchwurzelung sowie bereits früher erfolgte Erosionsprozesse haben sie komplett aufgelöst.

Die Baukeramikfragmente – durchwegs von Biber-schwanzziegeln – lagen direkt westlich der Mauerreste. Etwas südlich davon kam der anstehende, als horizontale Fläche abgearbeitete Fels zum Vorschein, der das damalige Bodenniveau im Innern des Gebäudes anzeigt. Der Fels wies Brandrötungen auf. Ob das Gebäude letztlich durch eine Brandkatastrophe eingestürzt ist, liess sich jedoch nicht mehr feststellen. Die gefundenen Ziegelfragmente zeigten keine erkennbaren Brandspuren.



Im Zuge der Dokumentationsarbeiten auf der Oberburg wurde auch gleich die Gelegenheit wahrgenommen, die gesamten heute noch sichtbaren Mauerreste dreidimensional zu vermessen und zu fotografieren. Dabei bestätigte sich der seit längerem bekannte, schlechte Zustand der Anlage. Viele Mau-

erpartien drohen zu zerfallen. Ein Vergleich mit Bildern der letzten fotografischen Dokumentation der Mauern von 2002 zeigt Erschreckendes: Bereits damals existierende Mauerausbrüche sind grösser geworden. Zusätzlich sind an im Jahr 2002 noch intakten Stellen neue Schäden aufgetreten.

Einige Mauerausbrüche wie hier beim Eingangsbereich sind gegenüber 2002 (links) deutlich grösser geworden.



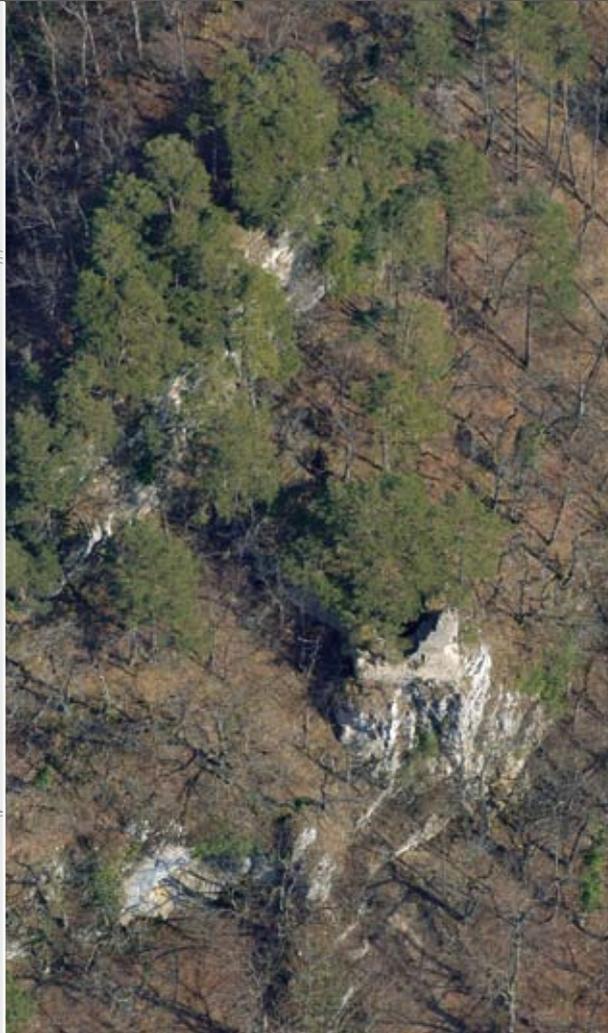
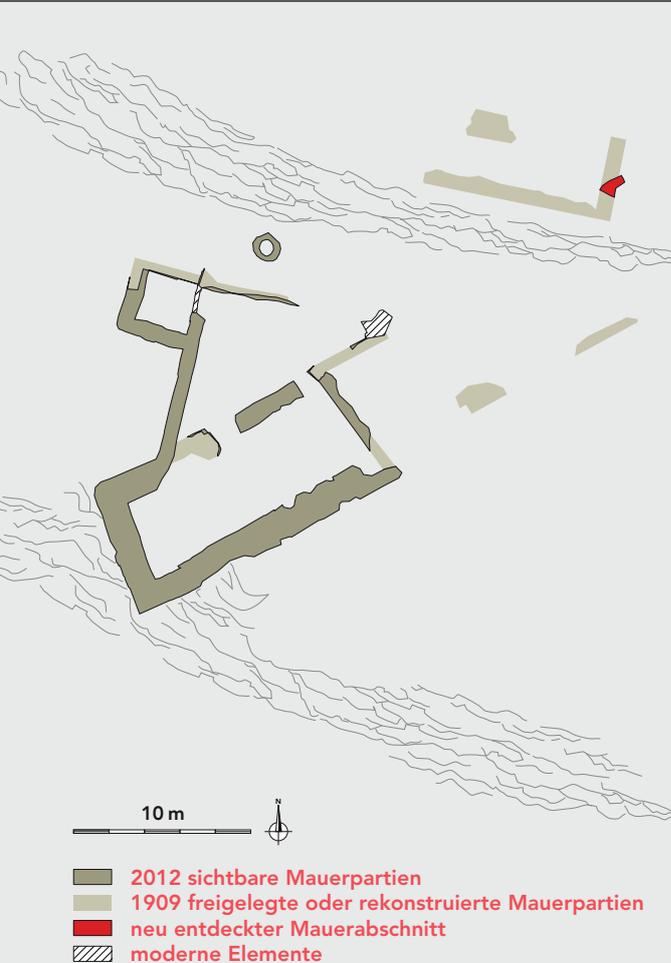
Die Ruine Witwald in
der Darstellung von
Emanuel Büchel 1752
(links) und im Plan von
1909 von Max Alioth
(nach Walter Merz).

Der Zerfall der Ruine schreitet rasch voran. Grosse Mauerabbrüche im Bereich der exponierten Süd-
mauer des Wohnturms sind bereits erfolgt und werden sich zweifelsohne ausweiten. Es droht der end-
gültige Einsturz der Mauer. Eine rasch in die Wege
geleitete Sanierung könnte die Schadenstellen be-
heben und diese schön gelegene Ruine in ihrer

jetzigen Form erhalten. Die Archäologie Baselland
sucht derzeit gemeinsam mit der Eigentümerin der
Burg nach einer Lösung dieses dringenden Pro-
blems.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Oktober 2012





links:

Aktueller Mauerplan der Ruine Witwald. Der neu entdeckte Mauerrest auf dem oberen Burgfelsen ist rot eingezeichnet.

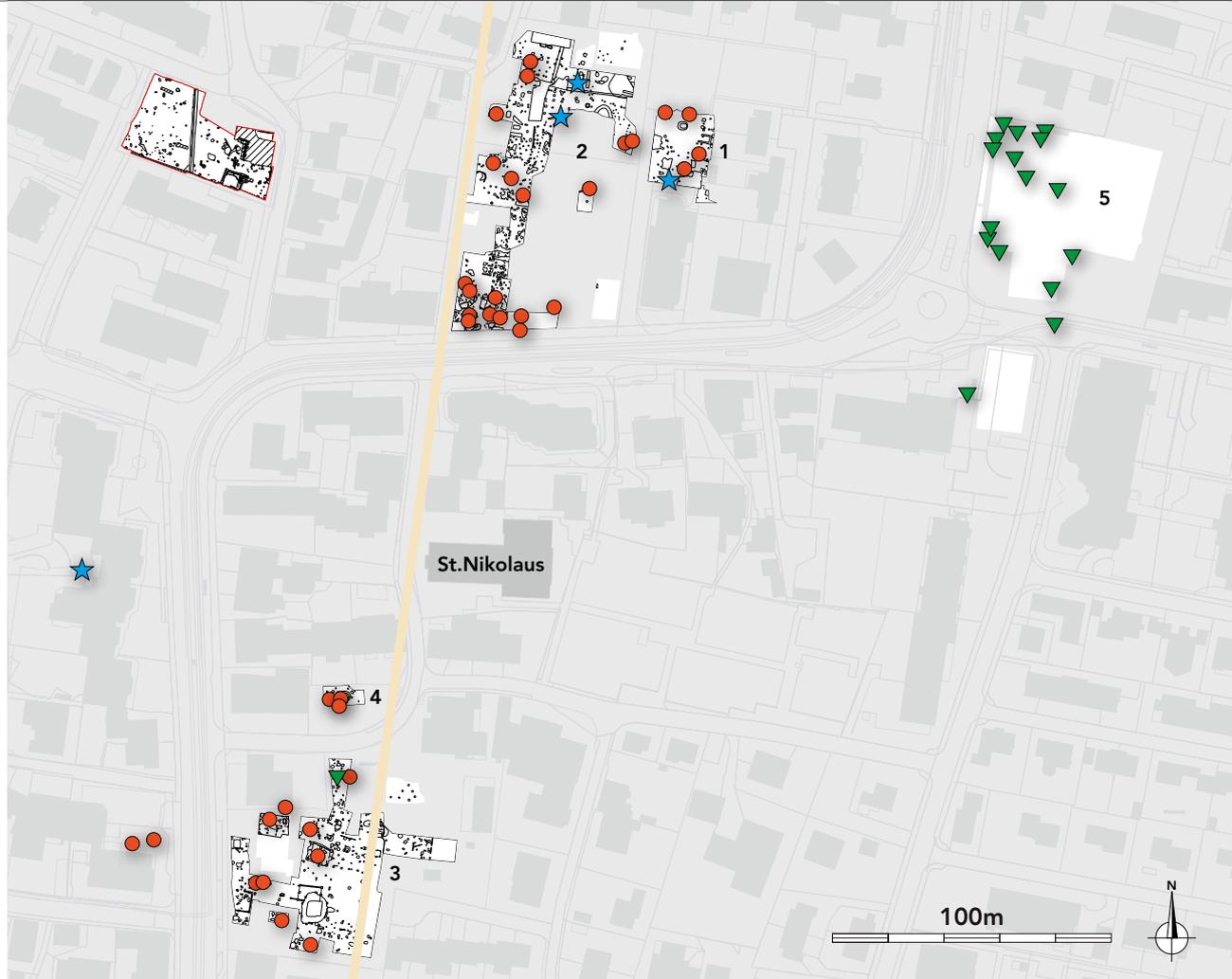
rechts:

Luftbild der Anlage von Südwesten. Unten ist die markante talseitige Mauer des Wohnturmes zu erkennen. Der neu untersuchte Gebäuderest liegt in der Bildmitte auf dem oberen Felsen.

Reinach, Brunngasse.
 Die Lage der aktuellen
 Ausgrabung (rot
 umrandet) im Bezug zu
 den früheren Unter-
 suchungen:

- 1 Alte Brauerei
- 2 Gemeindezentrum
- 3 Stadthof
- 4 Kirchgasse
- 5 Rankhof

In gelb eine vermutete
 alte Birstalstrasse.



Reinach, Brunnngasse: am Rande des mittelalterlichen Dorfes

In den letzten 50 Jahren hat sich Reinach zur einwohnerstärksten Gemeinde des Kantons Baselland entwickelt, mit entsprechend reger Bautätigkeit. Dabei stiess man immer wieder auf die Spuren vergangener Epochen, so 1989 im Areal der Alten Brauerei, 1998 beim Stadthof, 1998/99 an der Kirchgasse und 2000/2001 beim Gemeindezentrum.

Aufgrund dieser aussergewöhnlich hohen Funddichte wurde auch das Areal an der Brunnngasse vor der geplanten Überbauung auf archäologische Funde untersucht. Es liegt nur etwa 100 Meter westlich der Fundstellen «Alte Brauerei» und «Gemeindezentrum», wo vor einigen Jahren nebst vorgeschichtlichen und römischen Funden zahlreiche Siedlungsreste aus dem 6. bis 11. Jahrhundert zum Vorschein kamen.

In einem bislang wenig untersuchten Teil des Dorfkerns, dem Taunerquartier, gelegen und weitgehend unüberbaut, bot diese Parzelle gute Voraussetzungen, um weitere Aufschlüsse über die Ausdehnung der mittelalterlichen Siedlung zu erhalten.

Bereits während des Voraushubs konnten denn auch mehrere mittelalterliche Scherben aufgelesen werden. Nach dem Abtrag der oberen Erdschichten zeichneten sich die Umrisse einiger Gruben, Gräben und sonstiger Vertiefungen im ansonsten ungestörten, kiesigen Boden ab. Völlig überraschend

Nach dem Humusabtrag: Im kiesigen Untergrund zeichnen sich dunkel die Spuren von Pfosten und Gruben ab.



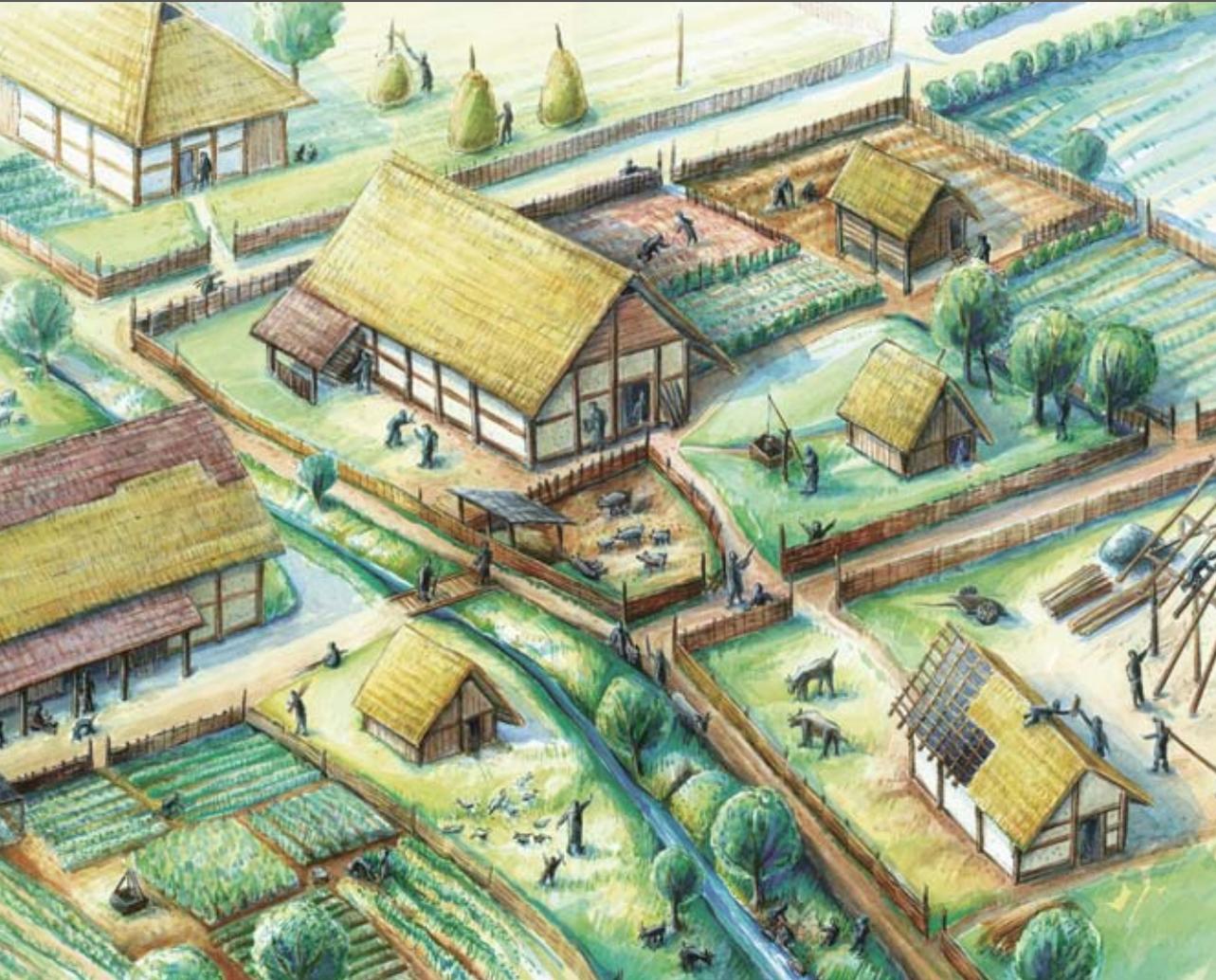
Sabine Bugmann und
Susanne Afflerbach
analysieren die archäo-
logischen Befunde im
neu entdeckten Keller.

kamen am südöstlichen Rand des Grundstücks, unter der Humusdecke des Gartens, die Mauerreste eines neuzeitlichen Kellers zum Vorschein. Weder der Eigentümer, dessen Grosseltern hier gelebt hatten, noch die befragten, teils alteingesessenen Anwohner hatten je von einem Gebäude an dieser Stelle gehört.

Die meisten mittelalterlichen Gebäude bestanden zur Hauptsache aus Holz, das unter den hier vorherrschenden Bodenverhältnissen relativ rasch vergeht. Von ihnen bleiben deshalb selten mehr als die Pfostengruben und andere in den Boden eingetiefe Strukturen übrig, die sich kaum von denen anderer Zeitstellungen unterscheiden. Deshalb kann jedes Keramikscherbchen wichtig sein, das in einer solchen Struktur zum Vorschein kommt.

Bei der anschliessenden Ausgrabung liessen sich aus Mangel an aussagekräftigen Funden nur wenige der Strukturen eindeutig datieren. Früh- und hochmittelalterliche Befunde fehlen dabei ganz. Einzelne Pfostengruben sind dem Spätmittelalter zuordenbar. Ganz im Osten, zwischen Haus und Strasse, liessen sich noch kleinere Bauten und eventuell ein kleines Grubenhaus erahnen. Grubenhäuser sind leicht eingetiefe Gebäude, die häufig als Web- und Vorratskeller dienten.





Rekonstruktion einer mittelalterlichen Siedlung: Die Gebäude sind zu einem grossen Teil aus Holz, Lehm und Stroh, weshalb sie im Boden kaum Spuren hinterlassen (Andrea Leisinger).

Zivi Benjamin Kettner
beim Freilegen archäo-
logischer Befunde.

Die meisten Funde stammen jedoch aus der frühen und späten Neuzeit. Es handelt sich dabei hauptsächlich um Pfosten- und Abfallgruben. Das rasche Ausdünnen der Befunddichte gegen Westen und das Fehlen grösserer Gebäude deutet darauf hin, dass sich das Areal im Randbereich des spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Dorfes befindet.



Über den neuzeitlichen Keller liess sich mithilfe der Brandlagerakten des Staatsarchivs mehr erfahren: In den Akten der Gemeinde Reinach ist im Jahr 1849 ein Grossbrand verzeichnet, dem unter anderem das Gebäude, zu welchem der Keller gehörte, zum Opfer fiel. Als Eigentümer ist ein Bartholomäus Wenger, Bauer, angegeben. Auch das Nachbarhaus, der Vorgängerbau des mittlerweile abgerissenen Hauses Nummer 9, brannte dabei vollständig ab.

Der Lehm Boden des neuzeitlichen Kellers sowie dessen Verfüllung aus Bauschutt wiesen deutliche Brandspuren auf, was den Zusammenhang mit dem Brand von 1849 bekräftigt. Über das Baudatum und die Nutzung der Räumlichkeiten schweigen sich die Quellen jedoch aus. Allerdings deuten der breite, steinerne Treppeneingang sowie der nahe gelegene Südosthang, an dem noch heute Reben kultiviert werden, auf einen möglichen Weinkeller hin.

Bericht und örtliche Leitung: Susanne Afflerbach
Juli bis September 2012

N. 77 Eigentümer und deren Beruf.	Gebäude und deren Beschreibung.	Schätzung von A. 1850.
Bartholomäus Wenger Bauw.	Aufsichtung von 12 1/2 Lizenzen eigener Stellung von Stein u. Holz mit Zingaldeck. A. Wagner Aufsicht von Holz mit Zingaldeck. Reparatur an obiger Aufsichtung	F 1200 100



links:

In einer Brandlagerakte der Gemeinde Reinach ist der Grossbrand von 1849 vermerkt. Erwähnung findet auch der Eigentümer Bartholomäus Wenger (Staatsarchiv Basel-land).

rechts:

Über eine breite Treppe gelangte man in den neuzeitlichen Keller. Die hintere Wand und der Lehm-boden davor weisen Brandspuren auf.



Liestal, Büchelstrasse 4.
Neben unzähligen
Schneckenhäuschen
fanden sich in der
Grabenböschung auch
zahlreiche Tierknochen-
Abfälle.

Liestal, Büchelstrasse 4: das «Schneckenbord»

Die Büchelstrasse südöstlich des Liestaler Tors liegt am einstigen mittelalterlichen Befestigungswall mit altem Wegverlauf um die Stadtmauer Richtung Gestadeck. Auf der Stadtseite des aufgeschütteten Walls befand sich der innere Graben, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts – einhergehend mit der zunehmenden Öffnung der Stadtmauer – bereits mit Gärten bepflanzt war. Das äussere Bord des Walls diente bis zu dessen Überbauung ab den 1830er Jahren als Kehrichthalde. Noch im frühen 20. Jahrhundert haben Schüler «Beutezüge» auf dem «mächtigen Abfallhügel» gemacht. Die hunderten Gehäuse der Weinbergsschnecke (*Helix pomatia*), die noch heute geborgen werden können, scheinen der Schutthalde bereits zu Benutzerzeiten den Namen gegeben zu haben.

Die ersten Häuser standen am Wegrand über der Halde. Die Abtiefung des Kellergeschosses der Liegenschaft Nr. 4 um einen Meter ermöglichte es, die obersten Ablagerungsschichten in einem Ausschnitt zu dokumentieren. Der maschinelle Abbau erlaubte

jedoch nur eine grobe Zuweisung der Funde in die zugehörige Schicht. Dennoch war tendenziell eine Abfolge von unten nach oben vom 15./16. bis ins 19. Jahrhundert feststellbar. Auch wenn eine detaillierte Auswertung noch aussteht, seien hier einige besondere Funde kurz vorgestellt.

Fragment eines mit Tonwülsten verstärkten Nachtopfes (links) und Pfeifenkopf (rechts; mit Detail des Stempelabdrucks «ISC»).



Fragment eines
Zylinderhalskruges
aus Steinzeug (links)
und Bodenstück eines
Steingutgeschirrs aus
Sarreguemines (rechts).
M ca. 1:1.

- Schlachtabfälle: Unzählige Tierknochen weisen Schneidespuren auf, die vom Schlachten und dem Verzehr der Tiere stammen. Dank der Volkszählung im Jahr 1774 ist bekannt, dass in Liestal damals das Metzgerhandwerk mit 29 Metzgern neben dem Bäckereigewerbe und der Schuhmacherei weitaus die grösste Berufsgruppe ausmachte. Einige Jahre zuvor

schrrieb der Chronist Daniel Bruckner sogar von 40 Metzgern.

- Wandscherbe eines Nachttopfes mit Verstärkungsteg: Die Scherbe aus roter, oxidierend gebrannter Irdenware ist auf der Gefässinnenseite grün glasiert. Sie datiert ans Ende des 16. oder ins 17. Jahrhundert. Typische Merkmale dieses Spezialgefässes sind ein breiter, verstärkter Rand, eine abdichtende Innenglasur sowie ein oder mehrere Henkel. Ein Nachttopf unter dem Bett ersparte den nächtlichen Gang zum Abtritt. Fäkaliengruben sind in Liestal archäologisch noch keine dokumentiert.

- Pfeifenkopf einer sogenannten Fersenpfeife mit trichterförmigem Kopf: Der Fersenstempel «ISC» findet sich auch auf bekannten Beispielen aus dem Kanton Zug. Dort wird dieser Pfeifentyp an den Anfang des 18. Jahrhunderts datiert und als deutscher Import mit unbekanntem Produktionsort bezeichnet. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts hatte der Tabakkonsum alle Bevölkerungsschichten der Region, auch die gehoberen, in seinen Bann gezogen. Die neue Sitte verbreitete sich während des



Dreissigjährigen Krieges von England aus vor allem durch umherziehende Soldaten sehr rasch in ganz Europa. Die ersten archäologisch nachgewiesenen Pfeifen in Baselland wurden aus der Kurpfalz und aus Frankreich importiert. Ab dem 18. Jahrhundert beherrschten Manufakturen aus Gouda (Niederlanden) und dem Westerwald (Deutschland) den Markt und belieferten auch Basel massenweise mit weisstonigen, schlanken Tonpfeifen.

- Zylinderhalskrug aus grauem Steinzeug mit kobaltblauer Glasur und Reliefverzierung: Das Importgefäß stammt vermutlich aus der Produktionsregion Raeren (Ostbelgien) oder dem Westerwald (Mitteldeutschland) und datiert ins späte 16. oder frühe 17. Jahrhundert. Steinzeug, gesinterte Keramik, eignete sich wegen seiner Wasserundurchlässigkeit und Säureresistenz gut als Schenkgefäß und Mineralwasserflasche.

- Steingutkrüglein oder -schälchen mit Produktionsstempel auf der Bodenunterseite: Der Stempel erlaubt es, das Gefäß der Firma «Utzschneider & Co.» aus Sarreguemines (Lothringen) zuzuschrei-

ben. Es datiert ins 19. Jahrhundert. Der sehr helle Scherben erhielt allseitig eine transparente Glasur. Steingut wurde ab dem zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts in Europa als preiswerter Porzellanersatz produziert. Da es sich sehr gut für die maschinelle Herstellung eignet, wurde eine «Massenproduktion» möglich. In dieser Zeit setzte sich der Tee- und

**Kleiner Wasserhahn
aus Buntmetall, M 1:1.**



Fragment einer
glasierten Frieskachel
mit Darstellung eines
Silens.

Kaffeegenuss definitiv in der breiten Bevölkerung durch.

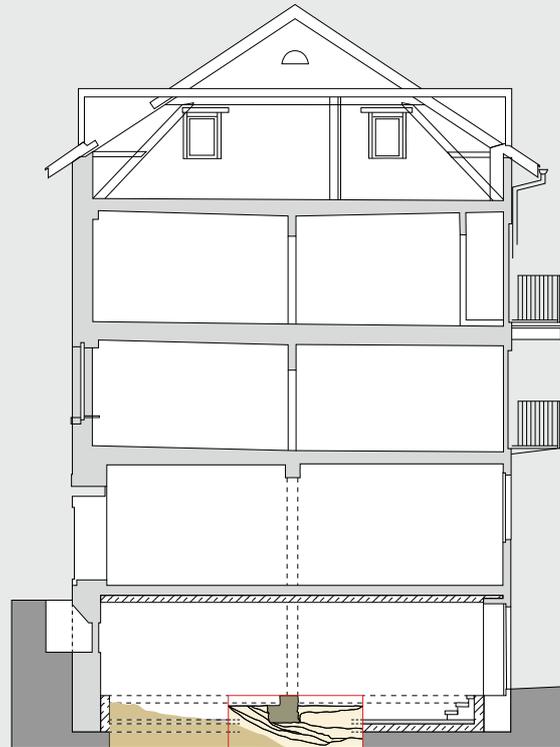
- Zapfhähnchen aus Buntmetall: Der 4,5 Zentimeter hohe Zapfen mit aufgesetztem Hahn steckte als Schliessventil in einem konischen Spund, der wahrscheinlich als Ausguss eines Giessfasses diente. Mit

einer Vierteldrehung konnte der Zapfhahn geöffnet oder geschlossen werden. Giessfässer hingen an der Wand oder in einer Nische des Stubenbüfets über einem Handbecken. Sie waren vermehrt ab dem 17. Jahrhundert Ausstattungsbestandteil der guten Stube und dienten dem (sparsamen) Händewaschen vor dem Essen.

- Frieskachel mit Fratzen Gesicht und randlicher Frauenbüste: Das sechs Zentimeter breite Kachelblatt besitzt eine untere, nach hinten oben abgechränkte Kante. Die Befestigung erfolgte durch einen an der Oberkante nach hinten abgehenden Steg. Eine Reihe solcher schmalen Kacheln schlossen den Ofenkörper unten als zierender Fries ab. Der Kopf mit den zwei aus dem Mund wachsenden Blättergirlanden stellt einen sogenannten Silenen, ein Mischwesen der griechischen Mythologie, dar. Das Motiv ist typisch für das 17. Jahrhundert.

Örtliche Leitung und Bericht: Anita Springer
Juni 2012





- Grabungsgrenze
- Mauerfundament
- Verfüllschichten des Grabens
- anstehender Boden

links:
Die Lage des archäologischen Aufschlusses ist im «Geometrischen Grundriss der Stadt Lichtstall» von Georg Friedrich Meyer rot hervorgehoben (um 1680).

rechts:
Die Lage des archäologisch untersuchten Stadtgraben-Ausschnitts im Bezug zum aktuellen Bauprojekt.



Birsfelden, Friedensgasse. Auf dem «Geometrischen Grundriss des Bratteler, Muttentzer und Mönchensteinerbanns» von Georg Friedrich Meyer von 1678 ist das Feld östlich der Birsbrücke (linke Bildseite) noch völlig unbebaut.

Birsfelden, Friedensgasse: Wasserversorgung in der Neuzeit

Bei Strassenbauarbeiten in der Birsfelder Friedensgasse kamen innerhalb einer Woche gleich drei Sodbrunnen zum Vorschein, die nur etwas mehr als 60 Meter auseinanderlagen. Sie waren sehr sorgfältig gemauert, zum Teil unter Verwendung von roten Sandsteinquadern. Nach dem Ende ihrer Nutzungszeit wurden sie teilweise mit Bauschutt aufgefüllt. Der nördlichste der drei Sodbrunnen – Brunnen A – erreichte aber trotzdem noch eine offene Tiefe von zehn Metern.

Eine Besonderheit bot der südöstliche Sodbrunnen C: Zwei mit Sandsteinplatten gedeckte Kanäle mündeten von Osten und von Westen im Brunnen-schacht. Die Kanalabschlüsse wurden erst nachträglich in den Sodbrunnen eingebaut. Der Boden und die Seitenwände der Kanäle bestanden aus dicht aneinander gefügten Backsteinen. In den Fugen war ein grauer Kalkmörtel sichtbar. Die Kanäle besaßen ein Gefälle gegen den Sodbrunnen, das heisst,

sie dienten wohl zur Abwasserentsorgung, nachdem der Sodbrunnen nicht mehr für die Wasserentnahme genutzt wurde.

Zu welchen Gebäuden die drei Sodbrunnen ursprünglich gehört hatten und wie alt sie sind, liess

Nach dem Entfernen der Betonplatten präsentierte sich den staunenden Strassenarbeitern ein gut erhaltener Sodbrunnen.



Sodbrunnen A mit jüngerem Gusseisenrohr, das Abwässer von der südlich anschließenden Liegenschaft in den aufgegebenen Brunnen einleitete.

sich vor Ort nicht bestimmen. Deshalb wurde versucht, diese Angaben unter Zuhilfenahme von historischen Quellen auffindig zu machen. Die Friedensgasse lag ursprünglich an der alten Landstrasse (heute Muttenzerstrasse/Liestalerstrasse), die von der Birsbrücke in der Nähe der Rheinmündung auf die Hard hinaufführte. Im Bereich der heutigen

Liestalerstrasse war der Weg aber so steil, dass für diesen Abschnitt Vorspannpferde erforderlich waren. Deshalb baute man Anfang der 1850er-Jahre eine neue Strasse, die heutige Rheinfelderstrasse, mit weniger Steigung.

Während Birsfelden auf der Karte von Georg Friedrich Meyer von 1678 als Siedlung noch nicht erkennbar ist, zeigen sich auf der Karte von Friedrich Baader von 1838, ergänzt 1857, bereits einige Häuser entlang der Landstrasse östlich der Birsbrücke. Auch im Bereich der späteren Friedensgasse lassen sich zwei Gebäude ausmachen. Auf der Siegfriedkarte von 1882 wird die Friedensgasse bereits als Nebenstrasse ersichtlich. Zudem sind dort in der Zwischenzeit weitere Gebäude – zumeist Wohnhäuser – entstanden.





links:

Die Lage der drei Sodasbrunnen A–C in der Birsefelder Friedengasse. In den Sodasbrunnen C münden zwei Kanäle ein.

rechts:

Im Vordergrund der westliche, mit Buntsandsteinplatten gedeckte Kanal, im Hintergrund Sodasbrunnen C.

Detail des
Sodbrunnens C mit
dem östlichen Kanal
aus Backsteinen.

Auch die schriftlichen Quellen geben Auskunft über diesen Teil von Birsfelden. So schreibt Xaver Gschwind in seiner Birsfelder Heimatkunde von 1863: «Von der neuen Landstrasse und zugleich ein Stück der alten wendet sich die Strasse gegen Muttenz, an welcher sich links und rechts Häuser erho-

ben und noch immer solche im Bau begriffen sind» (S. 22). Gschwind erwähnt auch die Sodbrunnen im Dorf: «Fast bei jedem Hause befindet sich ein Zugbrunnen, im ganzen wohl 50. In der ganzen Ortschaft ist aber auch kein einziger laufender Brunnen zu finden, da eben kein solcher auch mit sehr bedeutenden Kosten aus weiter Ferne hergeleitet werden könnte. Sobald ein Haus gebaut ist, muss auch sogleich ein Zugbrunnen dazu hergestellt werden. Die Tiefe derselben ist verschieden je nach Lage der Häuser und richtet sich nach dem Wasserspiegel des Rheins oder der Birs. Die geringste Tiefe, bei dem Hofe und dem Wohngebäude an der Fähre beträgt 20 Fuss [6 Meter], die grösste, besonders bei der Ziegelfabrik muss 75 Fuss–80 Fuss [22,5–24 Meter] betragen» (S. 28).

Die bei den Strassenarbeiten festgestellte angebliche Dichte an Sodbrunnen lässt sich durch diese Aussagen also relativieren, da offenbar jedes Haus



seinen Sodbrunnen besass. Zeitlich sind diese mit ziemlicher Sicherheit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zuzuweisen, als das Quartier um die Friedensgasse Gestalt annahm.

Mit der Inbetriebnahme der zentralen Wasserversorgung im Jahr 1903 war die Zeit der Sodbrunnen abgelaufen – und das war gut so: Besonders um die Jahrhundertwende sorgte verschmutztes Wasser aus den Sodbrunnen immer wieder für schwere Erkrankungen, wie in der jüngeren Heimatkunde von 1976 zu lesen ist. Die Sodbrunnen wurden aufgefüllt oder – wie im Falle von Brunnen A – mit Beton- oder Steinplatten abgedeckt. Wie die aktuelle Untersuchung gezeigt hat, wurden einzelne Brunnen nach ihrer Aufgabe offenbar auch zur Versickerung von Regen- oder Abwasser eingesetzt.

Die drei Sodbrunnen bleiben auch nach der Strassensanierung intakt im Boden erhalten. Für die Ent-

deckung und Meldung dieser neuen Fundstelle sei an dieser Stelle dem zuständigen Bauleiter, Herrn Max Dettwiler, herzlich gedankt.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
August und September 2012

Auf den Messblättern von Friedrich Baader von 1844 sind östlich der Birs erste Häuser zu erkennen (Bundesamt für Landestopografie).



Sissach, Mühlegasse 6: unter die Fassade geschaut

Sissach, Mühle.
Zustand des Gebäudes
vor der Sanierung,
im Vordergrund der
Nordflügel.

Die unter kantonalem Denkmalschutz stehende Mühle in Sissach erfährt seit Anfang 2011 laufend Renovationen im Innen- sowie Aussenbereich. Die Archäologie Baselland ist je nach Bedarf sporadisch vor Ort und dokumentiert die neu zum Vorschein kommenden Befunde. Im Berichtsjahr stand die Fassadensanierung auf dem Plan. Nachdem das ge-

samte Mauerwerk vom Putz befreit war, wurden innerhalb von vier Tagen 580 Quadratmeter Wandfläche zeichnerisch und fotografisch dokumentiert.

Diverse Mauerknicke und Wechsel der Mauerstärken zeugten bereits vorher anhand des Grundrisses von einer komplexen, jedoch schwer nachvollziehbaren Baugeschichte. Das aktuelle Gebäude mit zwei Flügeln findet sich bereits auf einem Zehntenplan vom Ende des 17. Jahrhunderts. Die Ersterwähnung der Mühle datiert ins Jahr 1323.

Die Freilegung der Fassadenmauern erlaubte die Rekonstruktion diverser Bauvorgänge. Die Südfassade lieferte die ältesten erhaltenen Bauteile. Ob diese bis 1323 zurück reichen, ist derzeit noch unbeklar. Der Kernbau mit Obergeschoss, von dem ein Eckquaderverband und ein kleinformatiges Fenster mit gefastem Gewände fassbar ist, erstreckte sich über neun Meter Länge und stiess rechtwinklig auf den Mühlekanal. In Phase II wurde der Kernbau nach Osten erweitert. Nachträglich baute man im Obergeschoss ein Fenster ein (Phase III). Eine horizontale Mauerfuge zwischen dem ersten und zweiten

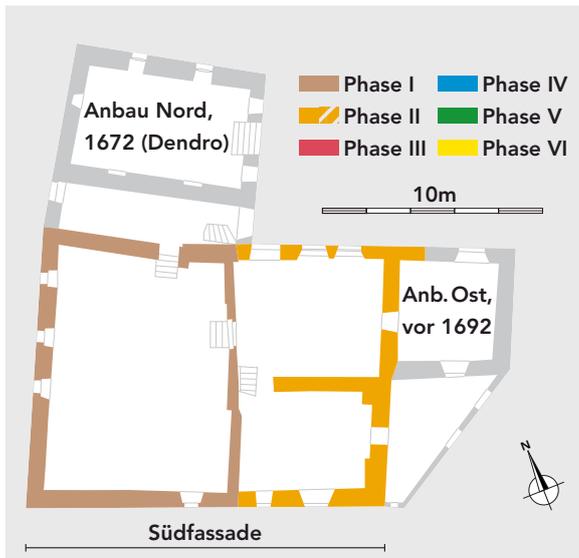


Obergeschoss, die mit den Balkenköpfen der später angebauten Erweiterung korrespondiert, zeigt eine vierte Bauphase an, in der wohl die ganze Südfassade um ein Geschoss erhöht und gleichzeitig mit neuen Fenstern versehen wurde (Phase IV). Spätestens mit der Aufgabe der Müllerei um 1905 wurde die Fassade mit symmetrisch angeordneten, grossen

Fenster- und Balkonöffnungen durchlöchert (Phase V). 1975 fand mit der letzten Renovierung auch die Unterschutzstellung statt (Phase VI).

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Juni 2012

Grundrissplan (links)
und Südfassade mit
Kennzeichnung der
Phasen I–VI.



Liestal, Kanonengasse
39–41: Hinter unschein-
baren, hier noch unre-
staurierten Fassaden
(Bildmitte) verstecken
sich zuweilen reiche
Geschichten.



Liestal, Kanonengasse 39–41: eine fünfhundertjährige Hausgeschichte

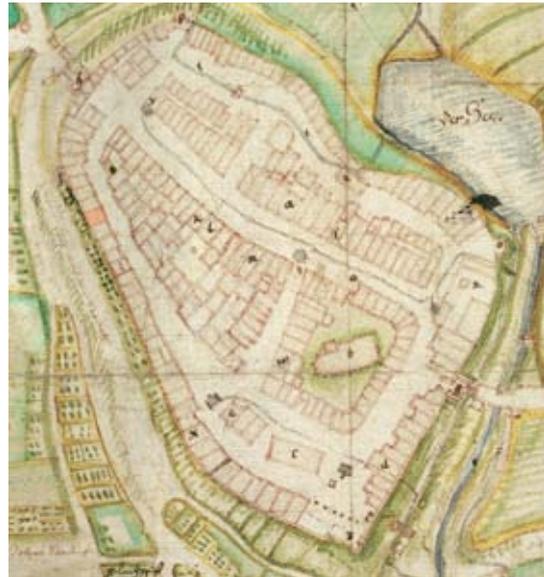
Um einen weiteren direkten Zugang vom Stedtli zum neuen Einkaufszentrum an der Büchelstrasse zu schaffen, wurde das bestehende, schmale Küfigässli erweitert. In den oberen Geschossen der betroffenen Liegenschaft sollen zudem neue Wohnungen entstehen. Die absehbaren Eingriffe in die Bausubstanz machten eine vorgängige Untersuchung durch die Archäologie Baselland nötig.

Das Untersuchungsobjekt liegt im Osten der Altstadt, zwischen der Stadtmauer aus dem 13. Jahrhundert und der Kanonengasse. Die Bauanalyse ergab in Verbindung mit der jahrringgenauen Datierung der Bauhölzer, dass 1513 ein dreigeschossiges Wohnhaus mit zwei Gewölbekellern errichtet wurde, das über beide Parzellen reichte. Im zweiten Obergeschoss wurde der öffentlich begehbare Wehrgang entlang der Stadtmauer berücksichtigt und noch mindestens bis 1718 genutzt. Brandschutt unter dem Gebäude von 1513 gehört zu den wenigen Hinweisen auf eine ältere Bebauung des Areals.

Das Gebäude besass über beide Parzellen durchgehende Balkenlagen. Im Erdgeschoss befand sich gas-

senseitig eine in Fischgrat-Anordnung eingeschoebene Decke. Im südlichen Deckenbereich der später unterteilten Parzelle, also im Haus Nr. 41, wurde im frühen oder mittleren 18. Jahrhundert die Fischgratdecke blaugrau gefasst und mit weissen Pinseltupfen verziert. Im ersten Obergeschoss hängte man in den beiden gassenseitigen Stuben eine spätgotische

Auf dem Plan um 1680 von Georg Friedrich Meyer ist die Parzelle noch ungeteilt, bei Emanuel Büchel 1735 geteilt (Staatsarchive Baselland und -Stadt).

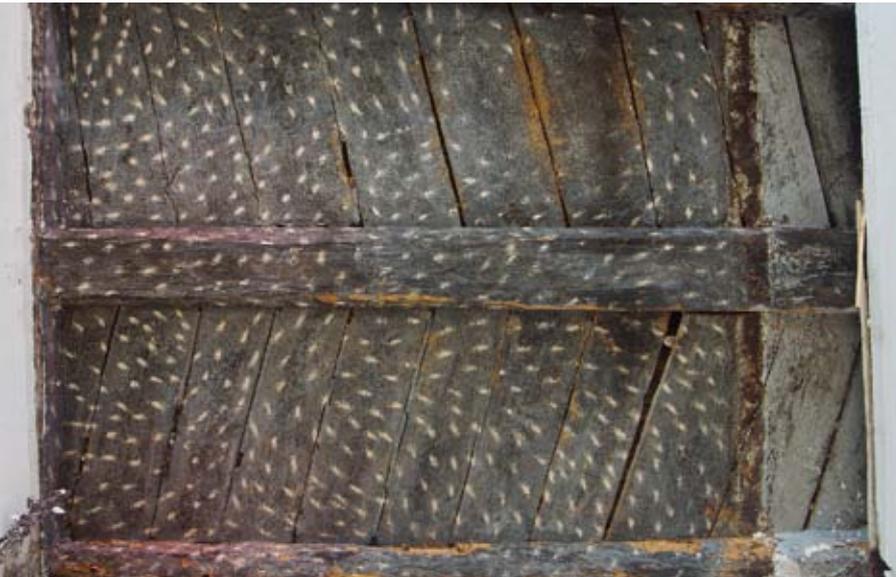


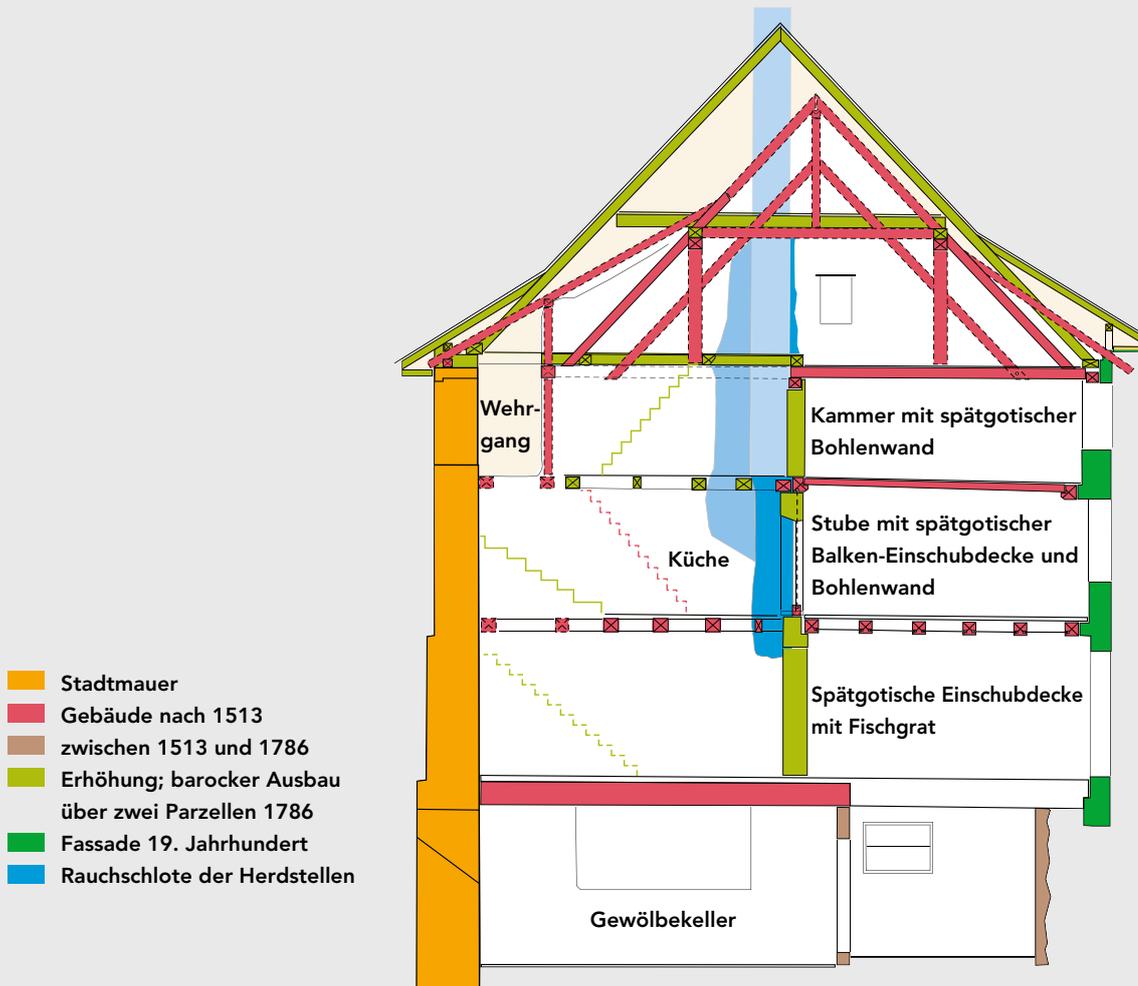
Die eingeschobene
Fischgratdecke von
1513 im Haus Nr. 41,
mit späterer Tupfen-
bemalung.

Balken-Bretter-Decke unter die tragenden Balken. Die sichtbaren Balken mit Einschub Bretter weisen Schild und Fase auf und mittig eine schmale Halbrundkehle. Die beiden Stuben waren durch eine Bohlenständerwand unterteilt, deren Ständer in analoger Weise profiliert waren. Die beiden Kammern im zweiten Obergeschoss trennte ebenfalls

eine Bohlenständerwand. Die erste Herdstelle war in der Gebäudemitte installiert. Bei einem späteren Umbau ersetzte man die Bohlenwand zur Küche und die Wände zwischen den Stuben durch Steinwände.

Historische Abbildungen legen nahe, dass die Aufteilung in zwei Gebäude zwischen 1679 und 1735 erfolgt ist. Die zentral gelegene Herdstelle wurde aufgehoben und durch zwei Feuerstellen an den Giebelmauern ersetzt. Um für das nun abgeschlossene südliche Gebäude einen eigenen Flur zu schaffen, hat man die Kammer im Erdgeschoss verschmälert. Um 1785/86 folgte ein grösserer Umbau: Der mittlerweile nicht mehr genutzte Wehrgang wurde dem Wohnraum einverleibt, und die Giebelmauern und Kehlbalken auf der Stadtmauerseite wurden leicht erhöht. Dabei erneuerte man das gesamte Dachwerk und ersetzte den alten, stehenden Dachstuhl durch einen liegenden. Die oberen Geschosse der beiden Gebäudeteile waren fortan mit eichenen Spindeltreppen erschlossen.





Schnitt durch das Wohnhaus mit den verschiedenen Bauphasen.

Die spätgötischen
Balken-Bretter-Decken
in den Stuben des
ersten Obergeschos-
ses tragen aufwendig
gefaste Balken.

Was könnte dieses Stadthaus nicht alles erzählen! Unzählige Verputz-, Farb- und später Tapeten-schichten sind Zeugen von zahlreichen Umbauten, Modernisierungen und Anpassungen. In den stadt-mauerseitigen Kammern der beiden Obergeschosse und in der Küche wurden etliche Schichten Farbe aufgetragen. Reste von grauer oder farbiger Um-

randung der Deckenbalken weisen auf eine dekora-tive Ausstattung nach den Umbauarbeiten von 1786 hin.

Überraschend kam in der 1786 bei der Veränderung des Dachstockes neu eingebauten Zwischenwand eine Verpflockung zum Vorschein. Nach der Ber-gung, die live vor versammelten Medien durchge-führt wurde, zeigte sich ein mit vier verschiedenen Stoffresten umhülltes Laubholzstück. Im Loch sel-ber steckte – bis auf die Haut einer Spinne aus der Gruppe der Winkelspinnen – «nichts». Beim Brauch des Verpflockens wurden Holzpflocke oder -zapfen in vorhandene Spalten oder eigens dafür gebohrte Löcher geschlagen, um darin Geister oder Krank-heiten zu bannen. Oftmals wurden dabei Spruch-



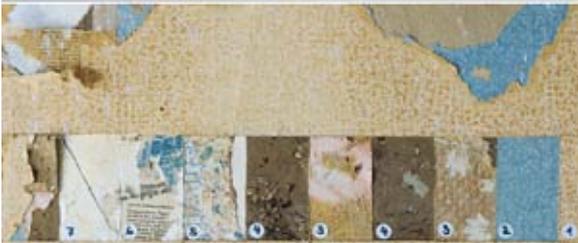
>
Unzählige, übereinander-
liegende Farbschichten
(oben) und freigelegte
Tapetenschichten (unten)
zeugen von einer langen
Nutzungsgeschichte.

bänder oder «wirkräftige» Substanzen wie Harze, Haare oder Fingernägel mit in die Löcher eingebracht oder um den Zapfen gewickelt. Die Lage im Dachgeschoss ist ungewöhnlich, denn in der Regel wurden Balken in Ställen und Türrahmen bevorzugt, zudem war der Brauch eher im ländlich-bäuerlichen Umfeld als in Städten verbreitet. Ein

eindrückliches Beispiel für die Verbannung mittels Zapfen liefert «Die schwarze Spinne» von Jeremias Gotthelf.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Juli 2012 bis Januar 2013

Gespannt beobachten die Medienschaffenden, was bei der Entfernung des Bannzapfens zum Vorschein kommt.



Liestal, Rathausstrasse 9.
Ausschnitt der bemalten
Legebretterdecke im
zweiten Obergeschoss
(letztes Viertel 17. Jahr-
hundert). Der Adler
symbolisiert Unsterb-
lichkeit, Mut, Weitblick
und Kraft. Er ist Sinnbild
für den Aufstieg in den
Himmel und die Erlö-
sung der Seele.



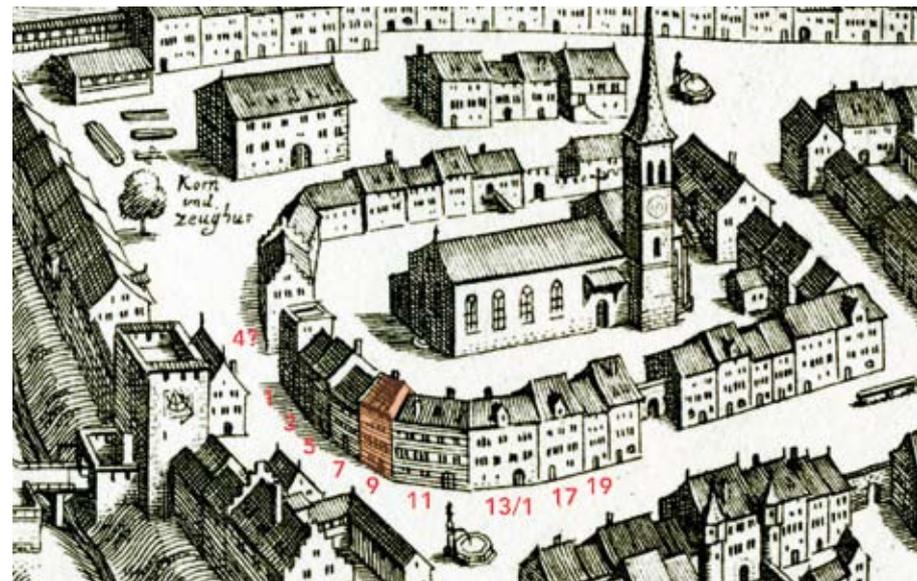
Liestal, Rathausstrasse 9: die alte Stadtschreiberei

Der Umbau des alten Schuhgeschäftes gegenüber dem Regierungsgebäude – Standort des einstigen Freihofs – brachte ungewöhnlich reichhaltige Deckenmalereien ans Licht. Dieser Fund machte deutlich, dass das Gebäude einstmals offenbar eine aussergewöhnliche Rolle spielte. Tatsächlich liess sich das Untersuchungsobjekt als ehemalige Stadtschreiberei identifizieren. Es diente in den Jahren 1613 bis 1765 als Wohnhaus und Amtsstube des Schreibers, bevor letztere in den benachbarten Freihof umgesiedelt wurde. Der Schreiber unterstand wie die anderen von Basel abgeordneten Beamten dem Liestaler Schultheissen. Er wirkte als Liestaler Stadtschreiber, war aber als Landschreiber auch zuständig für das ganze Amt Liestal und die anderen oberen Basler Ämter Farnsburg, Homburg, Ramstein und Waldenburg. Seine Befugnisse, Verträge, Urkunden, Teilungen und Urteile zu beglaubigen und zu besiegeln, überstiegen diejenigen der Untervögte, Geistlichen und Lehrmeister bei Weitem.

Städtische Bauvorschriften drückten ab dem 16. Jahrhundert der lokalen Bauart zunehmend städtischen Charakter auf. Die für administrative Posten

auf der Landschaft eingesetzten Basler Bürger brachten zudem städtische Lebensformen und die neuesten «Ausstattungstrends» in die Wohn- und Arbeitsstuben. So strahlten spätgotische, in Ofenischen stehende Kachelöfen, Deckenmalereien und Wandverzierungen gutbürgerliche Verhältnisse

Die Lage der im Text erwähnten Liegenschaften an der Rathausstrasse auf dem Merian-Plan von 1642.

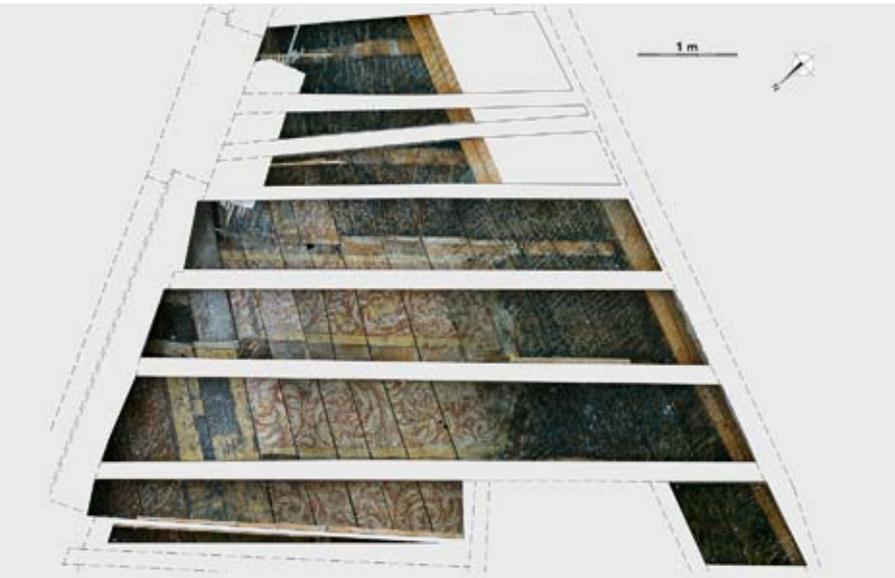


Holzbalkendecke mit
barocken Rankenmale-
reien im Erdgeschoss
(letztes Viertel
17. Jahrhundert).

aus. Zudem fällt im Untersuchungsobjekt das grosszügige Platzangebot mit Raumhöhen von bis zu drei Metern auf. Die Bauhölzer für das Haus wurden gemäss Jahrringdatierung im Winter 1563/64 geschlagen. Aus dieser Zeit stammen die heute noch aktuellen Deckenbalken des ersten und zweiten

Obergeschosses sowie der Dachstuhl. Dieser Neubau füllte die dreieckige Baulücke zwischen der Rathausstrasse 7 – in Fortführung der Amtshausgasse – und der in stumpfem Winkel daran stossenden Rathausstrasse 11 aus.

Früheste Spuren einer Überbauung auf diesem Grundstück stammen aus der Zeit vor 1381, einem einschneidenden Jahr in der Liestaler Stadtgeschichte. Damals drangen die Truppen des Herzogs Leopold von Österreich gewaltsam in das Städtchen ein – zwecks habsburgischer Machtausdehnung. Viele Gebäude inklusive der Stadtkirche wurden Opfer eines Brandes. Es dauerte zwanzig Jahre, bis sich Liestal von dieser Katastrophe erholte: Um 1400 wurde die Stadt Basel neue Besitzerin und war bereit, in den Wiederaufbau und den Ausbau der Befestigung zu investieren. Mauerreste mit Brandschäden aus dieser Zeit finden sich unter anderem in den Giebelmauern der Nachbargebäude Rathausstrasse 7 und 11, die an das Untersuchungsobjekt angrenzen. Diejenige von Haus Nummer 11 wies bereits beim Brand sicher zwei Bauphasen auf, und auch Haus Nummer 9 besass möglicherweise einen

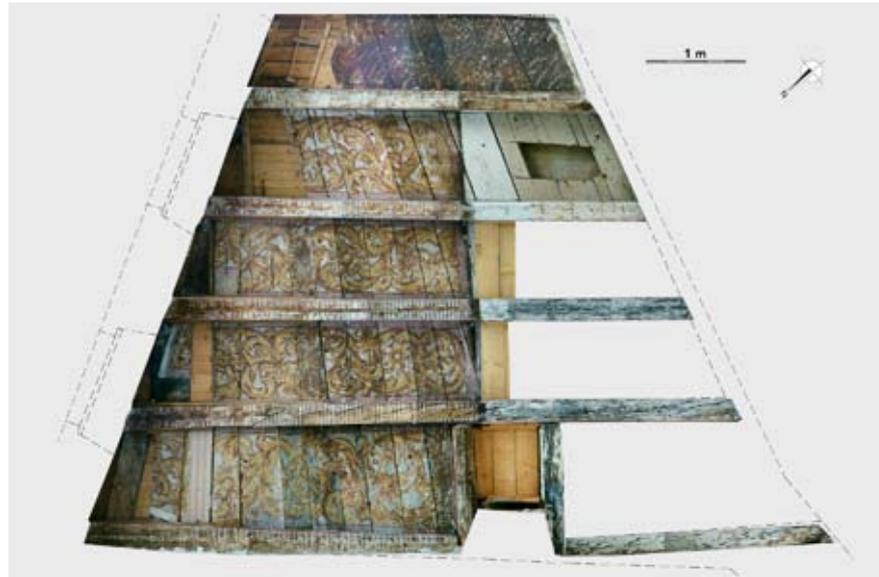


mittelalterlichen Vorgänger, wie die nachträglich zu dessen Gunsten zurückversetzte Hausecke andeutet. Die ruinöse Giebelmauer von Nummer 7 wurde wahrscheinlich 1405 wieder aufgemauert und mit zwei Giebelfenstern versehen. Im 15. oder in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde auf der Seite von Nummer 9 eine Feuerstelle mit Kamin eingebaut, worauf ein verpichter Mauerstreifen hinweist. Zugemauerte Balkenlöcher eines älteren Daches in der Brandmauer zur Nachbarliegenschaft Nummer 11 sind zudem ein weiteres Indiz für einen frühneuzeitlichen Vorgängerbau.

Im Jahr 1563/64 wurde die Giebelmauer von Nummer 7 zugunsten des Neubaus Nummer 9 erhöht. Die gegenüberliegende Nummer 11 muss bereits so hoch gewesen sein, da der neue Dachstuhl von Nummer 9 konstruktiv in dessen Stuhl eingriff. Das erste Obergeschoss besass eine Decke aus in die Balken eingeschobenen Brettern. Gassenseitig war eine kleine Stube abgetrennt, die möglicherweise mit einem Wandtäfer ausgestattet war. Das zweite Obergeschoss scheint nicht für Wohnzwecke ausge-

baut gewesen zu sein. Dort bestand die Decke aus Brettern, die über die Balken gelegt waren. Ob die verheerende Pestwelle im Jahr 1564 mit 500 Toten, bei der beinahe die halbe Liestal entvölkert wurde, den Grund für den fehlenden Ausbau bildet, bleibt dahingestellt.

Holzbalkendecke mit barocken Rankenmalereien im zweiten Obergeschoss (letztes Viertel 17. Jahrhundert).



**Bemalter Deckenbal-
ken mit rot-weisser
Maserierung und
grauer Umrandung,
vermutlich 1613.**

Ein erster grosser Umbau erfolgte 44 Jahre später im Jahr 1607. Das Erdgeschoss wurde in eine strassen-
seitige Stube und eine rückseitige Küche mit Herd-
stelle unterteilt. Am hochziehenden Kamin schloss
man im ersten Obergeschoss einen Kachelofen an,
der fortan die Stube heizte. Diese erhielt nach der

Erneuerung der Deckenbretter ein mit Ölmalerei
verziertes Deckentäfer, das in Fragmenten noch er-
halten ist. An der Strassenfassade, die in der zweiten
Hälfte des 19. Jahrhundert ersetzt wurde, sind spät-
gotische Mehrfachfenster anzunehmen. Der Rest
des Geschosses wurde mit einer rot-weissen Mase-
rierungsmalerei an der Decke und grauen Begleit-
bändern an den Wänden entlang derselben verziert.
Das zweite Obergeschoss blieb offenbar weiterhin
unausgebaut. Im Jahr 1613 «erhandelte» ein Herr
Brun die Liegenschaft Nummer 9 oder 11. In die-
ser Zeit dürften die beiden Gebäude durch Mau-
erdurchbrüche miteinander verbunden gewesen
sein. Es folgten diverse Innenausbauten. Das zweite
Obergeschoss wurde endlich verputzt, wohnlich
gestaltet und erhielt spätestens dann ein Fenster zum
Kirchhof. Die gesamte Decke zierte wie im ersten
Obergeschoss neu eine rot-weisse Maserierung-
malerei. Die deckennahen Wandbereiche umrahmte
man auch hier mit grauen Bändern. Die interne
Erschliessung der Geschosse erfolgte über schmale
Spindeltreppen. Im ersten Obergeschoss fanden nur
unwesentliche Veränderungen statt: Zwei Decken-



balken wurden verschoben, die rot-weiße Decke mit Ocker überstrichen, die grauen Begleitbänder an den Wänden mit roten und ockerfarbenen Streifen übermalt.

Zu unbekannter Zeit baute man in das bisher einräumige zweite Obergeschoss kirchhofseitig eine Kammer ein. Diese erhielt eine graue Deckenfarbe mit weissen Sprengeln und diente als Entrée oder Zwischenraum von und in die Nummer 11. Das Ende des 17. Jahrhunderts brachte weitere Veränderungen. Im Erdgeschoss und im räumlich neu unterteilten zweiten Obergeschoss erhielten die Decken eine zeitgemässe Rankenmalerei. Die beiden Decken sind stilistisch unterschiedlich und wohl weder gleichzeitig noch vom gleichen Künstler. Ab dem Jahr 1807 liefern die Brandlagerakten Informationen über Besitzerwechsel, Raumfunktionen und bauliche Veränderungen. 1877 gestaltete man möglicherweise die Fassade komplett neu und richtete im Erdgeschoss eine Spenglerwerkstatt ein. 1911 schliesslich wurde diese in ein Verkaufslokal umgewandelt.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kotic, Basel
Juni bis Dezember 2012

Letztes Deckenbrett
mit Ölfassung in
Braun- und Gelbtönen,
Stube im ersten
Obergeschoss, 1607.



Binningen, Holee 42.
Ansicht der strassen-
seitigen, gegen das
Herrenhaus gerichteten
Trauffassade des
Sutterhauses. Das
Fachwerk ist über-
putzt.



Binningen, Holee 42: das Sutterhaus – ein primärer Vielzweckbau

Das «Holeeschlösschen» geht auf den spätmittelalterlichen privaten Landsitz eines Basler Bürgers zurück. Es steht als sogenanntes Eigengut in einer Reihe mit vier benachbarten, vor der Stadt Basel gelegenen Herrenhäuser in Gundeldingen, die alle im 14. und 15. Jahrhundert entstanden, heute jedoch – bis auf das «Untere mittlere Gundeldingen» – verschwunden sind. Das aktuelle Herrenhaus im Holee wurde um 1553 von David Joris, einem aus Belgien eingewanderten Täufer, an alter Stelle neu aufgebaut. Heute ist das Untersuchungsobjekt neben dem Herrenhaus und einem stark umgebauten Wirtschaftsgebäude eines der letzten drei Bauwerke des einst herrschaftlichen Ensembles. Alle liegen mittlerweile unauffällig im dicht überbauten Binninger Holeequartier.

Das Sutterhaus – seit 1865 im Besitz einer Familie Sutter – stand lange Jahre leer und blieb deshalb seit den 1920er Jahren frei von einschneidenden Modernisierungen. Umso reicher ist es an historisch wertvollen und authentischen Befunden aus seiner Geschichte.

Der Bau steht giebelseitig zum Hang. Den hangseitigen Abschluss bildet mit einem Drittel des Gebäudegrundrisses das Tenn, das gemäss Bauinschrift 1692 angebaut wurde. Der Ursprung des Gebäudes ist im heutigen Wohnteil zu suchen und darf aufgrund des beschrifteten Fenstersturzes des Stubenfensters ins Jahr 1642 datiert werden. Stall und Heubühne be-

Die Lage des Sutterhauses im Holeegut. Feldskizze von Geometer Georg Friedrich Meyer (um 1680).



«Sommerstube» mit
Blick in den Garten.
Stammt das Wandtäfer
bereits von 1692? Die
älteste Tapete datiert
um 1850.



fanden sich im Mittelteil. Sie wurden in den 1870er Jahren in Wohnräume umfunktioniert. Es handelt sich im vorliegenden Fall also ursprünglich um einen sogenannten primären Vielzweckbau. Bei diesem sind Wohnräume, Stall und Heulagerraum unter demselben Dach auf einen einzigen Baukörper reduziert. Dieser archaische Haustyp – in seiner Art

seit der Jungsteinzeit bekannt – ist bauarchäologisch in Baselland für die frühe Neuzeit heute nur noch selten nachweisbar. Wie häufig er bei frühneuzeitlichen Steingebäuden und Gebäuden in Mischbauweise war, ist nicht mehr zu beurteilen.

Erwähnenswert am Sutterhaus ist die unterschiedliche Ausführung des Dachfusses zwischen Wohnbereich und Heuboden. So besitzt der Wohnteil eine übliche Sparren-Dachbalkenkonstruktion. Im Bereich der Bühne wurden aber die parallel zum Giebel laufenden Decken- respektive Dachbalken weggelassen und somit ein zum Dach offener Raum gewonnen. Stattdessen fügte man in die beiden randlichen Bunddachbalken in der Trennwand zum Wohnteil und in der Giebelwand nahe an der Traufseite und parallel dazu jeweils einen Wechselbalken ein. In diesen wurden kurze Stichbälkchen gesteckt, auf denen man die Sparren fixieren konnte. Auch der neue Dachstuhl aus den 1830er Jahren berücksichtigte diese offene Heubühne.

Eine weitere konstruktive Eigenart ist zudem die Mischbauweise mit massiv gemauertem Unter- und

Erdgeschoss sowie in Eichenfachwerk errichtetem Obergeschoss. Die Konstruktionsart mit gemauertem Sockel und Fachwerk in den Obergeschossen ist unter anderem für die Gemeinden Binningen, Bottmingen und Biel-Benken spätestens ab dem 17. Jahrhundert typisch und liess sich auch mehrfach bauarchäologisch nachweisen. Obwohl diese drei Gemeinden bereits im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts zum Untertanengebiet der Stadt Basel kamen, dominierte die sundgauische Fachwerkbauweise noch weitere 200 Jahre die Gebäudekonstruktion. Lediglich die kaminführenden Giebelmauern respektive die Gebäudesockel wurden aufgrund städtischer Brandschutzvorschriften zunehmend versteinert.

Es stellt sich die Frage, ob das Sutterhaus eine typologische Übergangsvariante zwischen den bereits als primäre Vielzweckbauten konzipierten Hochstudhäusern und der im Zuge ab dem 17. Jahrhundert merklich einsetzenden Versteinierung ist. Oder widerspiegelt der Gebäudetyp seit jeher die Bedürfnisse einer unterprivilegierten Bevölkerungsschicht, die eine reduzierte Landwirtschaft betreibt, verbun-

den mit räumlicher Eingeschränktheit oder einem Nebenerwerb? Jüngste Beispiele primärer Vielzweckbauten mit kleinen Ökonometeilen treten vermehrt gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf und sind in Verbindung mit Heimarbeit und bescheidenen Verhältnissen zu sehen.

Stube im Erdgeschoss. Das Deckentäfer datiert spätestens in die 1870er Jahre. Es passt sich den zuvor bedenklich abgesenkten Deckenbalken an.



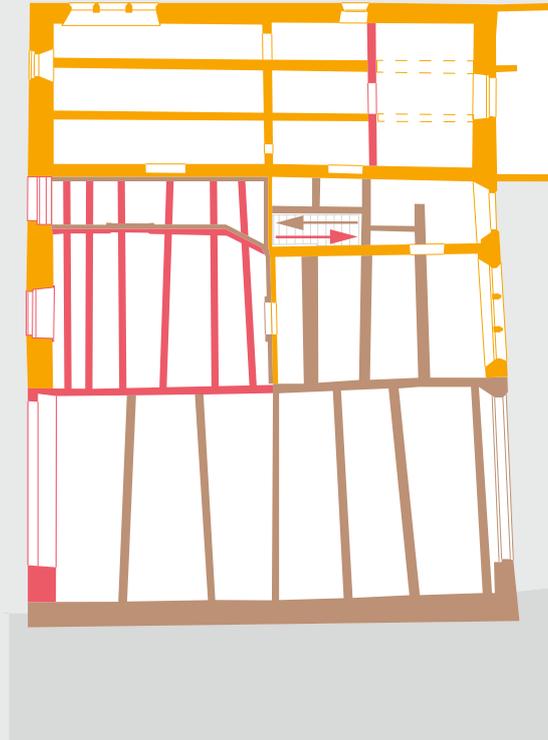
Ein eindrückliches
Zeitzeugnis: die drei
Quadratmeter grosse
Küche von 1923 im
Dachgeschoss.

Das Grundrisskonzept des Gebäudes ist einfach. Es ist in Firstrichtung zweigeteilt. In der rückwärtigen Gebäudehälfte trat man durch den heutigen Hintereingang direkt in die Küche. Diese war mit einer Feuerstelle und einem neben dem Eingang auskragenden Aussenbackofen – auch Sommerbackofen

genannt – ausgestattet. Neben der Küche war die Sommerstube untergebracht. Die Ostausrichtung und das Dreifachfenster garantierten eine gute Belichtung. Bis zum ersten Umbau 1692 war das Zimmer offenbar unbeheizbar. Der in Richtung Herrenhaus weisende Hausteil gliederte sich in Stube, Mittelgang und Stall. Die durch einen Kachelofen beheizte Stube fiel mit ihren 13 Quadratmetern eher bescheiden aus. Durch den Stall war das 1692 angefügte Tenn betretbar. Über Sommerstube und Stall befand sich der bis unters Dach offene Heustock. Die Räume über Küche und Stube nutzte man spätestens ab 1830 als eigene Wohneinheit. Um 1900 wurde das Dachgeschoss ausgebaut, 1923 besass das kleine Haus drei Küchen und war mit mindestens drei Parteien bis unters Dach voll belegt. Zu den Innenwänden ist ergänzend zu bemerken, dass die Gefache der Wandkonstruktionen von 1642 mit Wacken ausgemauert waren, diejenigen von 1692 mit Lehmflechtwerk gefüllt.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Juli bis November 2012

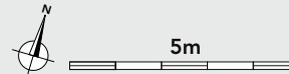




links:
Die Dachwerk-
Situation im ersten
Obergeschoss.
rot: 1642
gelb: 1830

rechts:
Grundriss des
Erdbgeschosses mit
der Eintragung der
Bauphasen.

- 1642
- 1692
- 1870



Ziefen, Hauptstrasse
100. Auf der Sepia-
zeichnung von Johann
Jakob Uebelin, um
1810/20, ist die Fassa-
de des Gebäudes links
noch dreiachsig und
ohne Laubenanbau. Im
ersten Obergeschoss
wohnte zu der Zeit ein
Hirte, im Erdgeschoss
«Käthri», eine Krämerin
(Kunsthistorische
Sammlung).



Ziefen, Hauptstrasse 100: Bauernhaus mit diversen Erweiterungen

Das durch seine markante giebelseitige Laube auffällige Bauernhaus war schon lange auf der Liste der «Möchtegern»-Untersuchungsobjekte des Bau- forschungsteams. Als daselbst nun eine umfassende Sanierung angekündigt wurde, war die Gelegenheit zur Erforschung der Hausgeschichte endlich gegeben. Die Auskernung der Scheune mit Aushub einer Kellergrube erlaubte zusätzlich einen Blick in den Boden.

Tatsächlich kamen im Bereich der rückseitigen, aktuellen Wagenremise und des hinteren Stallbereichs wenige Gruben sowie ein verfülltes Pfostenloch zum Vorschein. Eine allseitig 20 Zentimeter dick mit fettem Lehm abgedichtete, senkrecht in den anstehenden Kalkgriem gestochene Grube von 1,1 × 0,7 Meter und einer Tiefe von 70 Zentimetern darf als Latrinengrube interpretiert werden. Eine ebenfalls rechteckige Grube von 1,5 × 1,3 Meter war mit Hausabfällen verfüllt. Die wenigen Funde in der braunen, humosen Verfüllung bildeten zur Hauptsache Fragmente von Napfkacheln, allesamt aus rot

gebrannter Drehscheibenware mit stark gerillter Aussenseite. Vier der sechs Scherben besitzen eine grüne Innenglasur. Das Fundspektrum wird durch das Fragment eines Talglämpchens bereichert, wie sie bis ins 16. Jahrhundert als Beleuchtungskörper dienten.

Die mit Lehm ausgekleidete Latrinengrube während der Freilegung.



Das Untersuchungsobjekt mit giebelseitiger Laube vor dem Umbau. Der links anschliessende Bau soll ins 16. Jahrhundert datieren (Denkmalpflege BL).

Die Funde datieren wahrscheinlich in die erste Hälfte oder Mitte des 15. Jahrhunderts. Wann sie entsorgt wurden, bleibt unbekannt. Ebenso ist ungeklärt, ob die Gruben zu einer vorgängigen Parzellenbebauung gehörten oder den Kernbau des Untersuchungsobjektes, der zeitlich bisher noch nicht genau einzuordnen ist, sehr früh datieren. Das Haus

hat einen Zweiraumgrundriss von elf mal knapp acht Meter, besitzt eine mächtige Mauerstärke von 0,8 Metern und war dreigeschossig. Der strassenabgewandte Raum fungierte zumindest zur Hälfte von Anfang an als ebenerdiger Keller, wie zwei kleine Fensteröffnungen zeigen. Die weitere Nutzung des Erdgeschosses ist nicht rekonstruierbar. Die trennende Innenwand mit einer Verbindungstüre wurde im Erdgeschoss wie in den beiden darüberliegenden Stockwerken in einer zweiten Etappe eingebaut. Die Fassade wurde in den 1820er oder 1830er Jahren einschneidend umgestaltet. Die älteste derzeit belegte Herdstelle liegt im ersten Obergeschoss und stammt aus unbekannter, späterer Zeit. Ihr Einbau verlangte die Strafung eines Kehlbalkens; der Schlot beschnitt im Dachgeschoss ein Giebelfenster.

Ein Vergleich mit dem Dorfprospekt von Georg Friedrich Meyer aus dem Jahr 1679 zeigt bereits eine zwischen Kernbau und Nachbarhaus gestellte Ökonomie. Brandspuren und Mauerreparaturen bezeugen einen verheerenden Brand mit teilweisem Einsturz, der gemäss einer Bauinschrift 1744

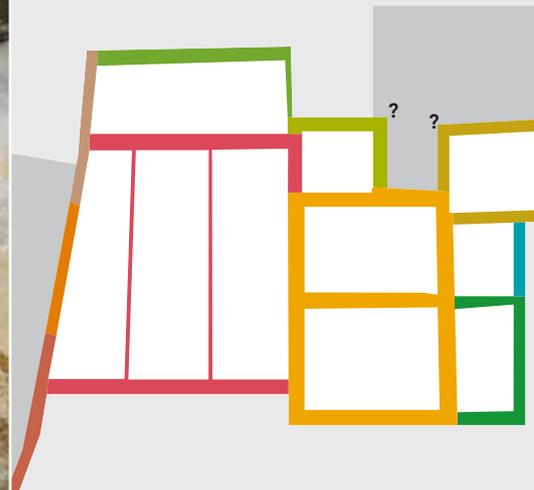


umfangreiche Reparaturarbeiten nach sich zog. Diverse Erweiterungen schlossen über die Jahrhunderte gartenseitig an den Kernbau und die jüngere Ökonomie an. Die noch ausstehende Analyse der ab 1807 detailliert geführten Brandversicherungsakten können sicherlich einige absolute Baudaten nachliefern. Charakteristisch für das Gebäude ist die gie-

belseitig angebaute Laube mit einem über zwei Geschosse gemauerten Sockel. Sie löste eine hölzerne Vorgängerkonstruktion ab, die einen unabhängigen Zugang ins erste Obergeschoss ermöglichte.

Durchführung und Bericht: Anita Springer.
Mai-Juli 2012

Blick in den ursprünglichen Kellerraum im Erdgeschoss (links) und Phasenplan des Gebäudes (rechts).



- Kernbau vor 1679
- Hauptstr. 102, 16./17. Jh.
- Ökonomie, vor 1679
- Hauptstr. 102, 18. Jh.
- Reparatur n. Brand, 1744?
- Hauptstr. 98, nach 1815
- Erweiterung, nach 1815
- Wagenremise, nach 1815
- Laube, versteinert n. 1815
- Umbau Laube, 20. Jh.

Arlesheim, Dom: profaner Schmuck am Gotteshaus

Auf der Suche nach Schäden im Dachfuss des Arlesheimer Domes machten die Zimmerleute im letzten Jahr eine spannende Entdeckung: Die ursprünglich sichtbaren Stichbalken des Dachstuhles über dem Chor besaßen an den Fassadenüberständen kunstvoll geschwungene und mit einem schwarzen Begleitstrich verzierte Köpfe.

Arlesheim, Dom.
Balkenkopf mit geschwungenem Profil und schwarzem Begleitstrich, Spitze gekappt (Jakob Steinmann).



Der Chorstuhl stammt nachweislich vom ursprünglichen Chor der in den Jahren 1680 bis etwa 1682 erbauten Domkirche. Da es durch die kurze Bauzeit und die ständig wechselnde und durch Abwesenheit glänzende Bauleitung jedoch zu diversen Baumängeln kam, entstanden bald derart starke Schäden, dass eine umfassende Renovation unausweichlich wurde. Schlecht konstruierte Anschlüsse führten zu Wasserschäden, welche die Balken faulen und die Gipsdecke instabil werden liessen. 1760 wurde der Dom dann um drei Binder verlängert, was den Neubau des Chores mit sich brachte. Dabei wurde der alte Dachstuhl beibehalten und mit einem neu angesetzten Segment in der gleichen Dimension erweitert. Der Stuhl des Chores mit den verzierten Balkenköpfen liess sich problemlos wiederverwenden. Die neue Untersicht des Chordachvorsprunges wurde jedoch durch einen Dachhimmel verkleidet, weshalb die nun verdeckten, verzierten Balkenköpfe bald in Vergessenheit gerieten. Dafür blieb die Bemalung gut erhalten. Vergleichbare Dachunterseiten mit profilierten Kragbalken sind im ausgehenden 17. und frühen 18. Jahrhundert unter anderem an profanen Steinbauten der Stadt Solothurn

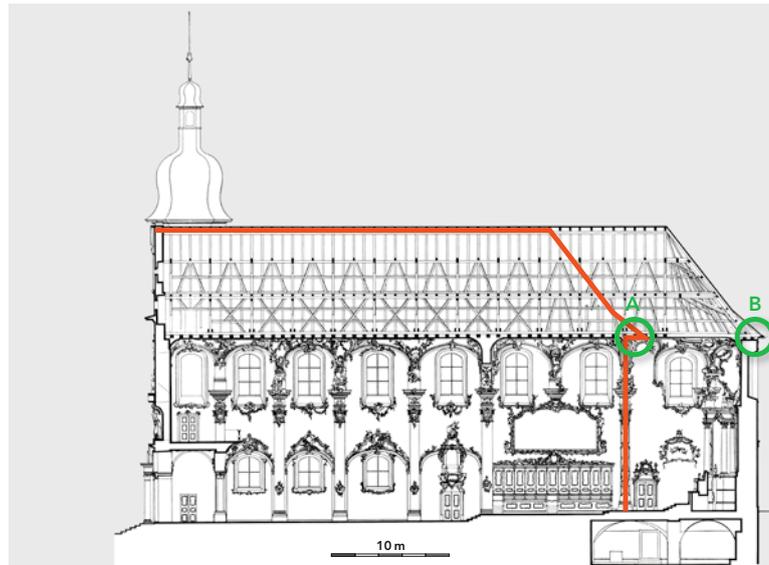
häufig anzutreffen. Es waren im späten Klassizismus und dem Biedermeier beliebte Zierelemente.

Die Grundsteinlegung zum Bau des Domes erfolgte am 25. März 1680. Zumindest der Baubeginn, vermutlich aber auch die erste Planung der Gesamtanlage, unterstand einem Pater Frantzen Societ, den man mit dem Jesuitenordensbaumeister Johann Franz Demess (1633–1695) gleichsetzt. Demess leitete in den 1670er Jahren vor allem im Solothurnischen diverse kirchliche Bauprojekte. Nach drei Wochen verliess der Pater Arlesheim jedoch bereits wieder. Ein neuer Bauleiter wurde vorerst nicht eingestellt. Ein Jahr später wurde vermerkt, dass es mit der Bauleitung und Baustellenaufsicht nicht gut bestellt war. Die Lösung schien der Domdekan des Kapitels, Franz Christoph Rinck von Baldenstein, zu liefern. Als Weihbischof des Bistums Eichstätt empfahl er, den dortigen Hofbaumeister Jakob Engel beizuziehen. Tatsächlich kam Engel im Mai 1681 für mindestens vier Tage nach Arlesheim und begutachtete die entstandenen Baufehler an der immer noch nicht fertigen Kirche. Doch auch im Januar 1682 fehlte ein Baumeister auf der Grossbaustelle.

Anscheinend engagierten die enttäuschten Domherren danach den «Schulthais zu Keyzerstuhl», der den Kirchenbau schliesslich zu Ende führte.

Baubegleitung: Jakob Steinmann, Waldenburg
 Bericht: Anita Springer
 Dez. 2011

Schnitt durch den Dom mit rekonstruiertem Bau von 1679/81, postulierter Lage der verzierten Balkenköpfe (A) und aktueller Lage derselben (B).



Bottmingen, Bruderholzstrasse 7: Lehmwickeldecke aus dem 19. Jahrhundert

**Bottmingen,
Bruderholzstrasse 7.
Ansicht der strassen-
seitigen Giebelfassade.
Die Gebäudetrennung
ist gut erkennbar.**

Inmitten des alten Bottminger Dorfkerns untersuchte die Archäologie Baselland die östliche Wohnhaushälfte eines Bauernhauses, das in die Jahre 1603/04 dendrodatiert ist. Auslöser war ein bevorstehender Umbau. Die Parzellenteilung mit Halbierung des Gebäudekomplexes quer zum Giebel erfolgte vor 1807, wie die Aufzeichnungen in

den Brandlagerakten belegen. Da der Schutz einer Liegenschaft unter anderem vom Besitzer abhängt, wurde im Jahr 1987 lediglich die Westhälfte des Hauses kantonal geschützt, eine begleitende Bauuntersuchung fand damals aber nicht statt. Die vorliegende Dokumentation holt dies nun in gewisser Weise nach.



Wie das ebenfalls im Jahr 2012 untersuchte Nachbarhaus Nr. 9 handelt es sich beim hier vorgestellten Gebäude um eine Mischbauweise, wie sie für das Leimental regionaltypisch ist, mit giebelständiger Ausrichtung zur Strasse hin. So bildet eine massive Giebelmauer die Schaufassade. Die hintere Giebelwand, als Trennung zum anschliessenden Wirtschaftsteil, sowie sämtliche Innenwände bestanden aus ausgemauertem Fachwerk. Die jüngere, halbierende Trennwand wurde in Lehmflechtwerk ausgeführt. Die Ökonomie hat man spätestens im

20. Jahrhundert in Wohnraum umgewandelt und im Zuge des aktuellen Umbaus auf der einen Parzelenhälfte abgerissen.

Eine erwähnenswerte bauliche Eigenart datiert ins Jahr 1837. Damals wurde die östliche Wohnhaushälfte durch einen Querbau erweitert. Die Akten sprechen von einer «Neue Behausung samt Schmiede...», respektive einem «Schmidtengebäude». Das Erdgeschoss ist in Stein aufgeführt, die Obergeschosse in vermehrt mit Kalktuffstein ausgemauertem Fachwerk. Speziell und auffallend jung ist die im ganzen Erdgeschoss eingebrachte Lehmwickeldecke. Hierzu wurden Holzspältlinge mit lehmbeschmiertem Stroh umwickelt und in die seitlichen Nute der Deckenbalken eingeschoben. Sie ist als Brandschutzmassnahme in Zusammenhang mit der im Erdgeschoss eingerichteten Schmiedewerkstatt

zu sehen. Eine Lehmdecke hatte im Übrigen einen massiven Versteifungseffekt auf die Gebäudekonstruktion und bot gegen den darüberliegenden Wohnraum eine ideale Isolation.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Juni 2012

Die Lehmwickeldecke im Erdgeschoss des Anbaus von 1836/37, jahrgenau datiert mittels der Dendrochronologie.



Bottmingen, Bruderholzstrasse 9: ein Stück Lokalgeschichte verschwindet

**Bottmingen,
Bruderholzstrasse 9.
Verputzter Riegelbau
mit Steinsockel,
während des Abbruchs
des Ökonomieteils.**

Das freistehende, verputzte Fachwerkhaus an der Bruderholzstrasse 9 befand sich im Dorfkern, auf der Nordseite der Strasse. Entgegen den anderen, meist giebelständigen Gebäuden lag es etwas von der Strasse zurückversetzt und leicht im Uhrzeigersinn abgedreht. Auf der Nordwestseite war ein gros-

ser Ökonomieteil mit Waschhaus und Sodbrunnen, einem Schweinestall und Remise angebaut. Zudem waren eine Werkstatt für eine Wagnerei und eine von der Küche aus direkt begehbbare Mahlmühle eingerichtet. Da die Archäologie Baselland zu spät auf den Abbruch der Liegenschaft aufmerksam gemacht wurde, liess sich dieser Ökonomieteil jedoch nicht mehr dokumentieren.

Der Keller und das Erdgeschoss waren mit Bruchsteinen gemauert, das Obergeschoss und der Dachraum mit Fachwerk erstellt. Auf der Hausrückseite gab es eine Laube. Das Dach wurde von einem liegenden Stuhl mit Sparrendach gebildet.

Der Kellerraum mit einem ebenerdigen Brunnen, mit dem man das Hang- und Grundwasser fasste, erstreckte sich ursprünglich nicht über den ganzen



Gebäudegrundriss und war nahezu quadratisch. Seine Decke wurde mittig von einer Eichenstütze getragen. Der Unterzugsbalken aus Eiche und die Deckenbalken aus Föhre wurden im Herbst/Winter 1761/1762 geschlagen und sofort verbaut. Zu einem späteren Zeitpunkt hat man den Keller auf Haustiefe in Richtung Garten und Hinterhof erweitert. Der in den neuen Hintereingang eingebaute Schlussstein mit Inschrift 1762 HK FS zierte ursprünglich wohl den älteren, heute zugemauerten, strassenseitigen Kellerabgang.

Eigentlich hätte das Wohnhaus gemäss Bauprojekt stehen bleiben sollen. Der im Bereich der abgerissenen Ökonomie direkt an das Fundament anschliessende Aushub für den Neubau hat in der Giebelmauer jedoch einen mehr Zentimeter brei-

ten Senkungsriess verursacht, sodass das 250 Jahre alte Gebäude nicht mehr erhalten werden konnte.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess
Dendrochronologie: Raymond Kotic, Basel
Februar 2012

Raymond Kotic bereitet eine Holzprobe für die Jahrringdatierung (Dendrochronologie) vor.





Arlesheim, Obere
Mühle. Blick in den
Mühlenraum mit dem
Mahltisch der Zeit um
1780.

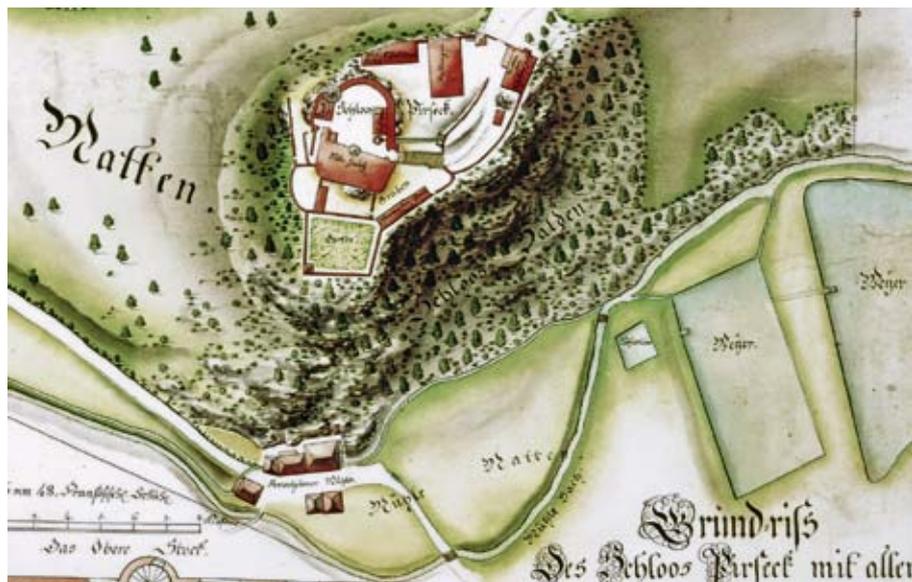
Arlesheim, Obere Mühle: ein Mahltisch der Sonderklasse

In Arlesheim, am Fusse des Hügels unterhalb von Schloss Birseck, steht eine Häusergruppe mit einem steinernen Aquädukt. Das grösste der drei Gebäude ist eine still gelegte Mühle. Die Stiftung Ermitage zieht eine Restaurierung und teilweise Wiederherstellung der Mühle in Erwägung. Zu diesem Zweck unterzogen die Archäologie Baselland und der Mühlenexperte Kurt Fasnacht das Gebäude mit seinem eindrücklich dimensionierten und vorzüglich ausgearbeiteten Mahltisch und seine Umgebung mit dem Wasserkanal einer historischen und bauarchäologischen Analyse.

Weiherr und Mühlen sind bereits seit dem Mittelalter mit dem Schloss Birseck verknüpft. Im Bereich der späteren Ermitage wurden im Laufe der Zeit mehrere Mühlen erstellt. Eine zum Hofe Arlesheim gehörende Mühle ging laut Quellen 1239 an den Bischof Lüthold II. von Basel über – den Bauherrn des auf dem markanten Felsen stehenden Schlosses. Eine «alte Mühle» stand wenig östlich der heute noch stehenden einstigen Schleiferei und ist am Ende des 17. oder im 18. Jahrhundert abgebrannt. Auf einer Kartierung des Schlossumschwunges aus

der Zeit vor 1760 finden sich am Hangfuss nördlich des Weges ein grosses Gebäude mit Wohnteil und Ökonomie sowie zwei kleinere Gebäude und südlich des Weges das Gärtnerhaus. Das 1703 erbaute Gärtnerhaus wurde ursprünglich als Mühle erstellt; das Mühlenrad befand sich auf der Westseite,

In einem Plan der Zeit vor 1760 ist der Verlauf des Kanals zur mutmasslich älteren Mühle unten links zu erkennen (Staatsarchiv Baselland).



Das Gärtnerhaus (links) und die Mühle stehen heute am Eingang zum Landschaftsgarten der Ermitage.

das Wasserrad wurde von einem Kanal gespeist, der über den Weg führte. Dieser gemauerte Wasserkanal wurde 2008 während einer Leitungsanpassung angegraben und dokumentiert. Weiter oben führte der Kanal von den Weihern auf Höhe des heutigen Aquäduktes entlang eines heute noch sichtbaren

Simses im Felsen und hatte anschliessend auf eine Distanz von rund 25 Metern einen Höhenunterschied von über fünf Metern zu bewältigen. Dies spricht dafür, dass auch der grosse Gebäudekomplex nördlich des Weges eine Mühle war und ein ober-schlächtiges Wasserrad besass.

Die Häusergruppe mit Mühlen bildet eine geeignete Kulisse für die Besucher der 1785 eröffneten romantischen Gartenanlage der Ermitage. Anscheinend sorgte der Müller nicht genügend für das Umfeld der Mühle. Das hölzerne Aquädukt war stets undicht, der Weg stand oft unter Wasser und um die Häuser herrschte Unordnung. Erst nach dem 1814 erfolgten Kauf der Mühlen durch Conrad von Andlau wurden diese in einen ordentlichen Zustand gebracht. Der Initiator verpachtete die in die wiedereröffnete Gartenanlage integrierte Mühle fortan an den Müller und garantierte so die nötige Pflege. Die Häusergruppe bildete von nun an einen repräsentativen Eingangsbereich zur Anlage, im Gärtnerhaus konnte man sich einen Führer für einen Spaziergang organisieren.

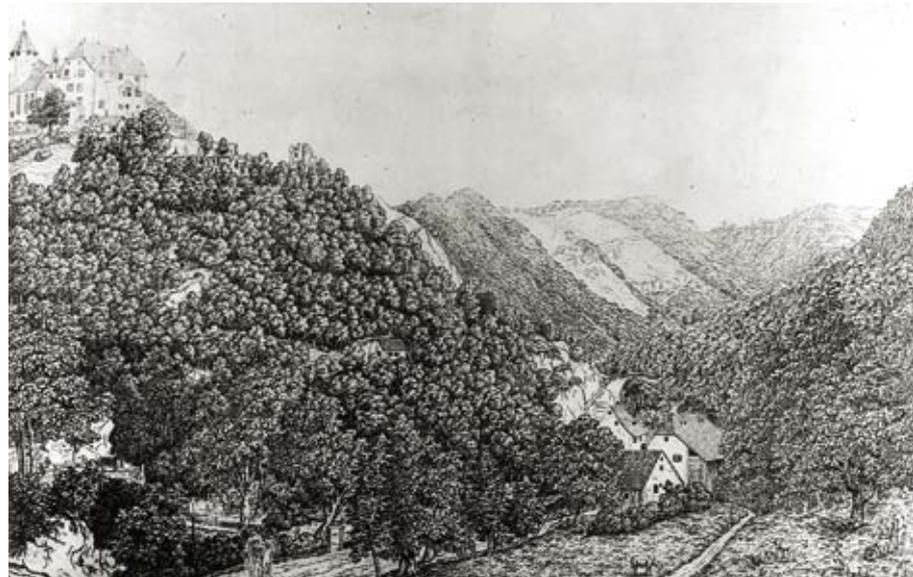


Die einzigen grösseren Eingriffe am Gebäude dürften in dieser Zeit entstanden sein: Das holzverschaltete Radhaus für das Wasserrad wurde durch ein steinernes ersetzt, und die Öffnungen für die Wasserradwellen wurden umgestaltet. Die Arbeiten hat man zu grossen Teilen in Tuffstein ausgeführt, was in der Ermitage für jene Zeit typisch ist, wie das entsprechende Baumaterial am Aquädukt, an Umgestaltungen auf dem Schloss Birseck und an zeitgenössischen Sitzbänken zeigt.

Das gemäss Inschrift 1780 erstellte Mühlengebäude südlich des Weges, mit einem Radhaus für zwei überschlächtig betriebene Wasserräder, ist dreigeschossig. Im oberen Geschoss befinden sich beheizbare Wohnräume mit Küche, im Dachgeschoss Estrich und Speicher. Der massive Mahltisch ist 11,57 Meter lang, 2,65 Meter breit, 1,60 Meter hoch und zum grossen Teil aus Eichenholz gebaut. Die Rahmen- und Schwellbalken mit dazugehörigen Pfosten und Querbalken – insgesamt 18 Pfosten in drei Reihen verteilt – ruhen auf verputzten, einen Meter tiefen Bruchsteinfundamenten, die zudem den begehbaren Mahlgraben bilden. Die Anlage ist für vier

Mahlwerke eingerichtet, die von zwei Wasserrädern angetrieben wurden. Der ganze Tisch ist somit in axialer Symmetrie in je drei gleich grosse Teilabschnitte gegliedert. Die Vorderseite des Tisches zeigt eine feine durchlaufende Profilierung und sorgfältig bearbeitete Balkenköpfe.

Schloss Birseck und die Mühle im Tal nach einer Darstellung von 1787 von Johann Baptist Stuntz und Johann Joseph Hartmann.



An der Südmauer ist der Mahltisch mit Kalksteinfeilern abgestützt, die marode Eichenpfosten ersetzen.

Entlang der dem Wasser zugewandten Südmauer finden sich defekte Mauerpartien, die wegen der aufsteigenden Feuchtigkeit mit Kalksteinen neu aufgemauert werden mussten. Die hier vorhandene Reihe von Steinsäulen war zudem Ersatz für bereits marode gewordene Eichenpfosten. Möglicherwei-

se stammen diese Steinsäulen vom älteren, grossen Mühlengebäude gegenüber dem Weg. Dass an ihrer Stelle ursprünglich hölzerne Pfosten standen, zeigen die im Rahmengebälk vorhandenen Nuten und Löcher einer älteren, kopfzonigen Verzapfung. Beeindruckend gearbeitet sind die verschiedenen Verbindungen der Quer- und Längsbalken, unter anderem der massiven, 29×34 cm grossen Schwell- und Rahmenbalken. Auch an den beiden Anstaltreppen wurde mit fein gearbeiteten Profilierungen nicht gespart.

Im Mahlraum befand sich eine auf Konsolen aufgebaute, beheizbare Müllersammer mit Fenster, Pritsche und Tisch. Von dieser Holzkammer sind heute bloss noch zwei Steinkonsolen und einige Abdrücke der Einrichtung im Verputz übrig geblieben. Es ist anzunehmen, dass gegen den Mahlraum ein Fenster



existierte, so dass der Müller von seinem «Kommandoraum» aus Kontrolle über den Mahlvorgang hatte.

Der Boden im begehbaren Mahlgraben wurde im Laufe der Zeit wohl wiederholt mit Astmaterial und Holzresten ausgelegt, um der aufsteigenden Feuchtigkeit Herr zu werden. Die sichtbaren Deckenbalken aus Nadelholz sind mit Unterzugsbalken, zwei Eichensäulen und Sattelholz abgestützt. Ausserdem gab es vom Mahltisch aus eine Treppe ins Obergeschoss, wohl ein Aufgang für den Müller. Entlang der Westwand muss ein Anstellpodest für Material gestanden haben, denn sonst würde die Sitzbank im hoch liegenden Fenster keinen Sinn machen.

Ein Mahlstein ist hinter dem Haus noch vorhanden, die Mahltechnik hingegen müsste man für eine allfällige Rekonstruktion der Anlage rekonstruieren. Dimension und Bearbeitungsqualität der Einrichtung sind in dieser Form in der Schweiz nur noch

selten anzutreffen. Deshalb wäre es schön, wenn sich die Idee einer Reaktivierung der Arlesheimer Mahlanlage eines Tages umsetzen liesse.

Örtliche Leitung und Bericht: Claudia Spiess
August und September 2012

Detail der Mahltischfront mit Schwellbalken, profilierten Pfosten und Rahmenbalken sowie verzierten Köpfen der Querbalken.



Wenslingen, Mittlere Gasse 44. Stube im ersten Obergeschoss mit Kachelofen und Bettische. Hellblaue Öfen sind typische Aargauer Importe aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.



Wenslingen, Mittlere Gasse 44: eine Dachlandschaft lässt ahnen

Die geplante Sanierung eines kommunal geschützten Objektes führte zu einer vorgängigen Kurzuntersuchung des seit Jahren leerstehenden Wohnhauses eines Kleinbauern. Die eigenartige Dachlandschaft zusammen mit den zwei Nachbarliegenschaften liess eine spannende Baugeschichte vermuten. Georg Friedrich Meyer skizzierte das Gebäude um die 1680er Jahre in Vogelperspektive mit einem im Bau befindlichen Satteldach. Häuser im Bau sind selten dargestellt. Die ums Eck liegende Ökonomie bestärkt mit ihrer in die Flugpfette eingekerbten Inschrift «1688 HB» eine Bauzeit des Wohnhauses im späteren 17. Jahrhundert. Der lediglich zweiraumbreite und einraumtiefe Neubau ist mit seiner Gebäudeflucht gegenüber der bereits stehenden Liegenschaft Nr. 46 etwas nach vorne versetzt und an diese angebaut. Er nimmt damit die

östliche Hälfte der bereits stehenden, südlichen Giebelfassade von Nr. 46 als Teil der eigenen nördlichen Giebelfassade in Anspruch.

Zu einem bisher unbekanntem späteren Zeitpunkt wurde die giebelseitige Laube von Haus Nr. 46

Ausschnitt einer Feldskizze von Georg Friedrich Meyer (um 1680). Das hervorgehobene Untersuchungsobjekt ist offenbar im Bau.



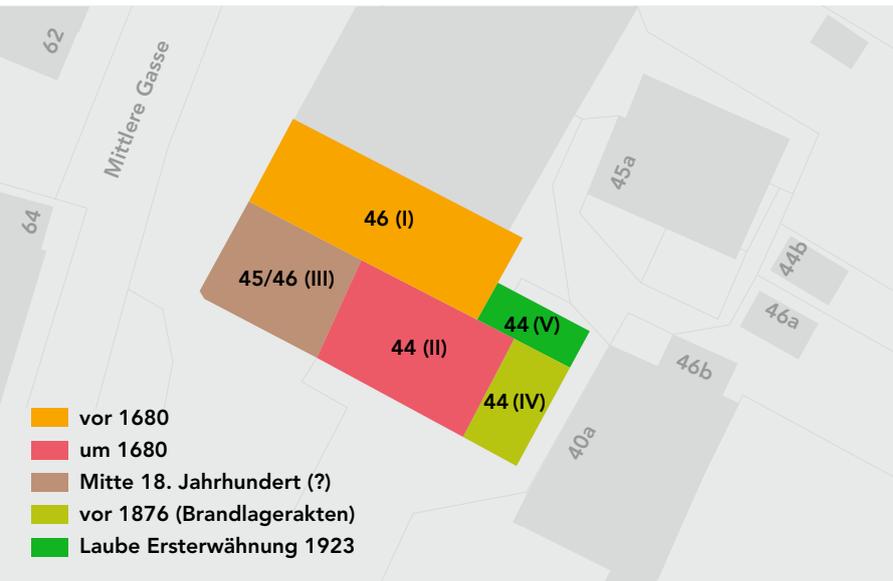
Der Parzellenplan mit
schematischer Abfolge
der Grundrisse.

abgebrochen und die Gebäudeecke zwischen den Nrn. 46 und 44 mit der damaligen Nr. 45 – heute zu Nr. 46 gehörend – zugebaut. Zeitlich mit dem Bau von Nr. 45 nicht in Verbindung zu bringen ist der Anbau Ost an Nr. 44 (hellgrün). Der Anbau wurde als unabhängiges Wirtschaftsgebäude konzipiert,

ohne Bezug auf Nr. 44 zu nehmen, beanspruchte jedoch dessen Dachkonstruktion.

Eine interne Verbindung erfolgte wohl erst 1876. Einige Jahre vorher wurde die Nr. 44 unter zwei Brüdern aufgeteilt. Um schliesslich der Beherbergung von zwei Parteien gerecht zu werden, wurde 1876 der Anbau zu Wohnzwecken ausgebaut und mit dem Kernbau über eine Treppe ins erste Obergeschoss verbunden. Jede Wohnung besass neben einer Küche eine Stube und eine Kammer. Die Liegenschaft repräsentiert beispielhaft die bis ins 20. Jahrhundert hinein vorherrschenden engen und einfachen Wohnverhältnisse von Kleinbauern.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
September 2012





Blick über den Bauerngarten an die Hauptfassaden der Liegenschaften Nr. 44 (rechts) und 46.



Fundabteilung

Im Berichtsjahr nahm die Fundabteilung 26 Kisten von zwölf neuen Fundstellen entgegen. Dieser eher geringe Zuwachs erlaubte es, vermehrt Altfundstücke zu inventarisieren. Noch immer lagern im Neufunddepot tausende prähistorische Gesteinsartefakte wie Pfeilspitzen, Beilfragmente, Klingen und Abschläge. Immerhin 4000 davon sind nun angeschrieben und edv-erfasst. Mit dem Material der Burg Madeln bei Pratteln ist zudem das Fundgut einer weiteren mittelalterlichen Referenzfundstelle zeitgemäss erschlossen.

Die fehlende Erfassung der Altgrabungen stellt in der täglichen Arbeit ein zeitraubendes Hindernis dar. Von den aktuell 3457 Fundstellen sind erst bei 575 die Funde in der Datenbank erfasst. 2012 begann die Entwicklung eines Konzepts zur Inventarisierung von Altgrabungen. Für die Aufwandsberechnung wird jede einzelne Kiste geöffnet und der Bearbeitungsstand protokolliert: Sind die Funde gewaschen und angeschrieben, wie voll sind die Kisten usw. – eine aufwändige Arbeit, die erst 2013 ihren Abschluss finden wird.

Ab Mitte Mai konzentrierten wir unsere Kräfte auf ein neues Grossprojekt: die Aufnahme der Funde des römischen Gutshofes von Laufen-Müschlag. Diese Arbeit wurde im Herbst für kurze Zeit unterbrochen, um das erste Treffen einer trinationalen Arbeitsgruppe zum Thema Spätlatènekeramik im Oberrheingebiet vorzubereiten. Nach einem eindrücklichen Vormittag mit den Funden der Basler Siedlungen Gasfabrik und Münsterhügel konnten am Nachmittag Vergleiche mit fünf Baselbieter Fundstellen gezogen werden. Gibt es Unterschiede zwischen den stadähnlichen Zentren und den kleineren Siedlungen im Umland? Bestanden Verbindungen zur Keramik im Elsass und südlichen Baden-Württemberg? Ein hoffnungsvoller Ansatz, ehemals zusammengehörende Kulturräume, die durch moderne Grenzen getrennt sind, gemeinsam zu erforschen!

Christine Gugel

Spezialistinnen und Spezialisten aus dem Elsass, Südbaden und der Nordwestschweiz fanden anlässlich des ersten trinationalen Spätlatènekeramik-Treffens in Basel und Liestal zusammen.

Laufen, Müschhag.
Luftaufnahme des voll-
ständig freigelegten
Herrenhauses des
römischen Gutshofes
von 1933.



Laufen-Müschhag: ein Juwel wird erschlossen

Das Laufener Becken war in römischer Zeit dicht besiedelt; der Abstand zwischen den Gutshöfen betrug teilweise gerade mal 1,5 Kilometer. Die Bodenbeschaffenheit garantierte gute Erträge und die Überschüsse konnten über ein ausgeklügeltes Strassen- und Wegenetz abtransportiert und weiterverteilt werden.

Die römische *villa* von Laufen-Müschhag wurde 1917 von Alban Gerster auf dem Gelände der Tonwarenfabrik entdeckt. In mehreren Etappen führte er von 1917–1962 Ausgrabungen durch und konnte die bauliche Substanz dokumentieren, bevor sie dem Abbau der darunter liegenden Tonschichten zum Opfer fiel. Wesentliche Informationen lieferte auch die Grabung von Gerhard Bersu im Jahr 1933. Der Archäologische Dienst Bern beauftragte 1976 Frau Stefanie Martin-Kilcher mit der Aufarbeitung des umfangreichen Fundgutes. Die spätere Professorin für die Archäologie der römischen Provinzen der Universität Bern konnte erstmals für die Nordwestschweiz in einem Gutshof eine durchgehende Besiedlung vom 1. bis ins 4. Jahrhundert nachweisen. Die daraus hervorgegangene Publikation gilt als

ein Standardwerk zur provinzialrömischen Besiedlungsgeschichte der Nordwestschweiz.

Auf dem Gutshofgelände, das mit einer Palisade aus Holz eingefriedet war, stand zunächst ein Holzgebäude. Im späteren 1. Jahrhundert wurde dieses durch eine villa aus Stein ersetzt, die mit Luxus

Schon zu Römerzeiten ein wichtiges Laufentaler Erzeugnis: Dachziegel und Röhren aus Baukeramik.



Ein seltenes Stück: eine kleine spätrömische Weinamphore, die als Verpackung für edlen Wein aus Sizilien diente.

wie einem beheizten Badehaus mit Fensterscheiben, Wandmalereien und Mosaikböden aufwarten konnte. In späteren Bauphasen entstanden weitere Anbauten. Zum Gutshof gehörten drei Ökonomiegebäude, ein Töpferofen, der in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts betrieben wurde, ein Ziegelofen und ein Sodbrunnen. Schlacken weisen auf

Eisenverhüttung und Schmiedehandwerk hin. Die Selbstversorgung mit einfachen handwerklichen Erzeugnissen war immer auch eine Grundvoraussetzung für die Autonomie eines Betriebes.

Bei der Grabung kamen über 12 000 Fragmente von Keramikgefäßen zum Vorschein, darunter rund 700 Fragmente aus der eigenen Töpferei und 400 Fragmente von importierten Terra Sigillata-Gefäßen. Des Weiteren fand man einen Hortfund von eisernen Wagenbeschlägen des 3./4. Jahrhunderts, 18 Münzen, über 80 Metallfunde wie Fibeln, eine Jupiter-Bronzestatue, Messer, Beschläge, Werkzeuge, Beinnadeln, Lämpchen und vieles mehr. Unter den vielen, vorwiegend gallischen Amphorenscherben fällt eine kleine nordafrikanische Amphore auf, die wahrscheinlich mit sizilischem Wein gefüllt war. Sie ist für einen ländlichen Gutshof ungewöhnlich und weist auf den gehobenen Status der Besitzer hin. Dennoch bleibt es schwierig, Rückschlüsse über die Bewohner zu ziehen. Für einen Erbauer des Gutshofes aus militärischen Kreisen gibt es keine Hinweise. Vielleicht handelt es sich um einen bereits romanisierten Einheimischen.



Nach Abschluss der Bearbeitung gelangten die Funde in das heutige Museum Laufenal. Mehrere Jahrzehnte und einen Kantonswechsel später, nämlich vor zwei Jahren, wurden die vielen Fundkisten dieser Grabung aus dem Museum Laufenal der Archäologie Baselland übergeben.

Im Bewusstsein um die grosse Bedeutung des Materials wurde 2012 ein Projekt zur Erfassung in unserer Funddatenbank aufgelegt. Schnell stellte sich heraus, dass das ursprünglich geordnet gelagerte Fundmaterial im Laufe der Jahre ein bisschen durcheinander geraten war. Es galt darum, zunächst die von Stefanie Martin-Kilcher auf 65 Tafeln publizierten Funde in den Kisten zu finden und zu identifizieren. Ungünstigerweise waren die alten Inventarnummern in der Regel mit Bleistift oder Kreide auf die schlecht erhaltenen, mehlig-staubigen Scherben geschrieben worden. Deren Entzifferung gestaltete sich als sehr schwierig, förderte jedoch die Kommunikation innerhalb des Teams ungemein. Inzwischen sind in einem Kraftakt alle Gefässfragmente nach Typologie (Schüssel, Krug, Teller, Reibschüssel, Amphore usw.) und Warenart

geordnet ausgelegt und bereits etwa ein Drittel davon edv-erfasst. Nach Abschluss des Projektes 2013 steht das Fundmaterial dieser wichtigen Referenzfundstelle dem interessierten Fachpublikum endlich gut erschlossen zur Verfügung.

Bericht: Christine Gugel

Die Götterstatuette, eine schlichte, aber schöne Arbeit aus den Provinzen, stellt Jupiter mit Adler dar. In der fehlenden linken Hand lag eine Lanze.





Das latènezeitliche
Siebgefäß von Liestal,
Munzach.

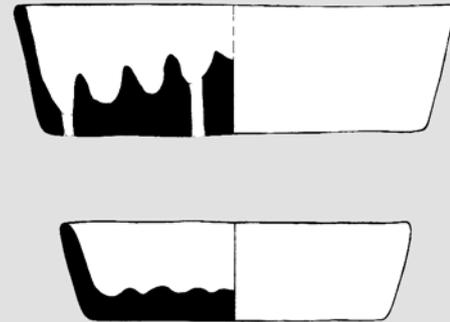
Käse oder Licht – Gedanken zur Funktion eisenzeitlicher Siebgefässe

Anlässlich eines trinationalen Kolloquiums zur spät-eisenzeitlichen Keramik im Oberrheingebiet wurde das Material einiger prominenter Fundstellen des Kantons Baselland aus dem Depot hervorgeholt. Dabei fiel ein Siebgefäss aus einer latènezeitlichen Grube von Liestal-Munzach auf. Was war die Funktion des durchlöcherten Topfes?

Siebgefässe in unterschiedlichen Formen sind in allen Epochen seit dem Neolithikum überliefert. In der Forschung wird häufig die Meinung vertreten, dass diese Siebe für die Käseherstellung verwendet wurden. Dazu würde auch eine römerzeitliche Überlieferung von Plinius passen, der den Käse der gallischen Regionen lobte. Die typischen römerzeitlichen Siebe sind flache, gerillte Teller. Aus der Eisenzeit kennen wir vorwiegend Töpfe mit durchlöcherter Wandung und Boden, wie sie zahlreich in Manching (Bayern) oder Basel-Gasfabrik vorkommen. Das Objekt von Liestal-Munzach weist hinge-

gen ein grosses Loch im Boden auf. Parallelen dazu finden sich beispielsweise in MuttENZ-Stettbrunnen, wo jedoch nur ein Fragment des Bodens erhalten ist, oder im weit entfernten Altenritte bei Kassel (D). Durchbohrte Böden gibt es unter anderem auch im Neolithikum Mitteleuropas.

Zwei Siebgefässe der Römerzeit aus der Villa von Seeb, Winkel (Kt. Zürich).



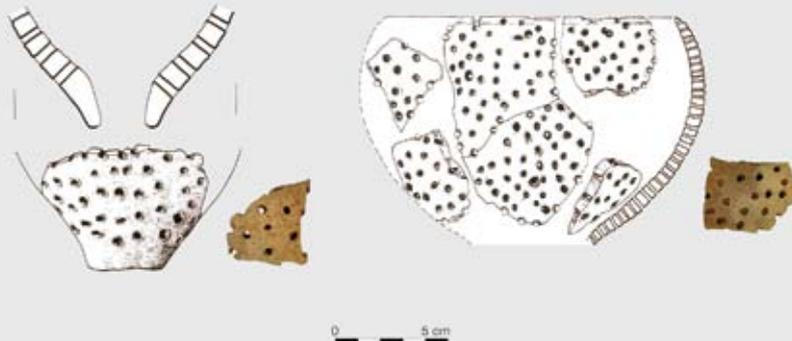
Siebgefäße des Neolithikums aus Polen.

Würde nun aber der Inhalt nicht einfach durch das grosse Loch durchlaufen? Um dies zu verhindern, wäre wohl ein Textilstück eingelegt und der Inhalt in die Form eingepresst worden. Man muss aber immer in Erinnerung behalten, dass wir nur einen Bruchteil der einst vorhandenen Objekte kennen.

Siebe könnten durchaus auch aus vergänglichem Material wie Holz, Ruten oder Textil hergestellt worden sein. Ein ethnographisches Beispiel aus der Provinz Adana in der Türkei zeigt, dass man zur Käseherstellung nicht unbedingt ein Gefäss braucht: Es reicht auch einfach ein zwischen zwei Stöcken eingespanntes Ziegenleder.

Für die Verwendung der durchlöchernten Töpfe kommen weitere Möglichkeiten in Frage. Vielleicht hat man sie ganz allgemein zum Absieben verwendet; vorstellbar wäre auch eine Verwendung als Lampen. In letzterem Fall hätte das Gefäss das Licht gedämpft und die Flamme vor Wind geschützt.

Man kann über die Verwendung der Gefässe lange rätseln und spekulieren, Klarheit bringen nur chemisch-physikalische Analysen zum Inhalt, sofern sich dieser an der Wandung abgelagert hat und nach der langen Zeit im Boden noch erhalten ist. Solche



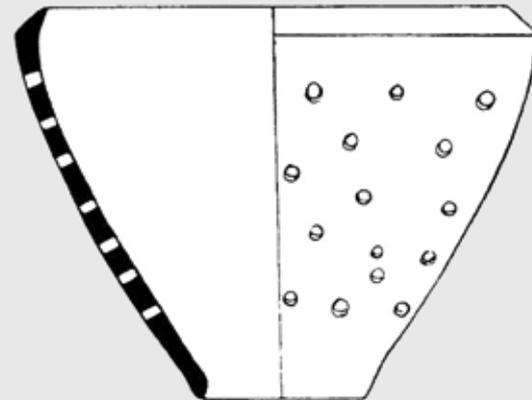
Tests wurden bei neolithischer Keramik mehrerer Kulturen gemacht. Fettanalysen zu 22 Siebgefässen der Rössener Kultur konnten keinen Nachweis von Butterfett bringen, sondern mehrheitlich von Haselnussfett, in einem Beispiel von Mohn und in drei Beispielen von Eicheln oder Bucheckern. Im Gegensatz dazu konnten in Siebgefässen der Linearbandkeramik aus Polen Reste von Milchfett nachgewiesen werden – in Verbindung mit der Form ein klarer Hinweis auf Käseproduktion.

Fazit: Alleine aufgrund der Form beziehungsweise ohne genaue Analysen zum Inhalt, wie es für die neolithische Zeit gemacht wurde, kann im Falle des Munzacher Siebes die Herstellung von Käse weder ausgeschlossen noch widerlegt werden. Wieder einmal werden wir mit dem Problem konfrontiert, dass für die Verwendung archäologischer Objekte verschiedene Erklärungen in Frage kommen und stellen fest, dass die Vergangenheit komplexer ist

als uns lieb ist. Gerade dies macht ihre Erforschung aber spannend und ist ein faszinierendes Merkmal der Archäologie.

Bericht: Johann Savary

Siebgefäss der Latènezeit von Altenritte bei Kassel (Deutschland).





Pratteln, Madeln.

Eines der vielen Highlights von dieser Burg: Der jüngere der beiden fast perfekt erhaltener Topfhelm aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Die Burg Madeln bei Pratteln: Altes neu entdeckt

Im Herbst 2013 wird als Koproduktion der Archäologie Baselland und des Historischen Museums Basel in der Barfüsserkirche die Ausstellung «Echte Burgen – Falsche Ritter?» eröffnet. Für die Auswahl der Objekte und die effiziente Abwicklung des Leihverkehrs ist es vorgängig vonnöten, die Funde aus alten Burgengrabungen des Kantons vollständig und korrekt zu inventarisieren. Nachdem im Jahre 2011 bereits die Fundstelle Eptingen-Riedfluh erfolgreich erfasst werden konnte, folgte im Jahr 2012 das Material der Burg Madeln.

Die Geschichte der Burg oberhalb von Pratteln, die um 1280 gegründet wurde, nahm 1356 ein abruptes Ende. Sie wurde beim grossen Erdbeben von Basel so stark zerstört, dass man sie nicht wieder aufbaute. Was für die damaligen Bewohner der Burg ein Unglück bedeutete, ist ein Glücksfall für die Archäologie: Durch die plötzliche Zerstörung haben sich im Fundmaterial Alltagsgegenstände sehr gut erhalten, die bei anderen Burgstellen fehlen. Neben zahlreichen Funden von Kochgeschirr, Ofenkacheln, Werkzeugen und Waffen wurden auch kostbare Metallgegenstände – zwei Topfhelme, Arm-

brustspannhaken, Hand- und Fussfesseln sowie ein Zinnteller – geborgen, die vom ritterlichen Leben zeugen.

Mit dem Fund der beiden Topfhelme steht die Burg Madeln europaweit einzigartig da. Aus der Zeit vor

Der ältere, etwas einfacher gestaltete Topfhelm aus dem späten 13. Jahrhundert.

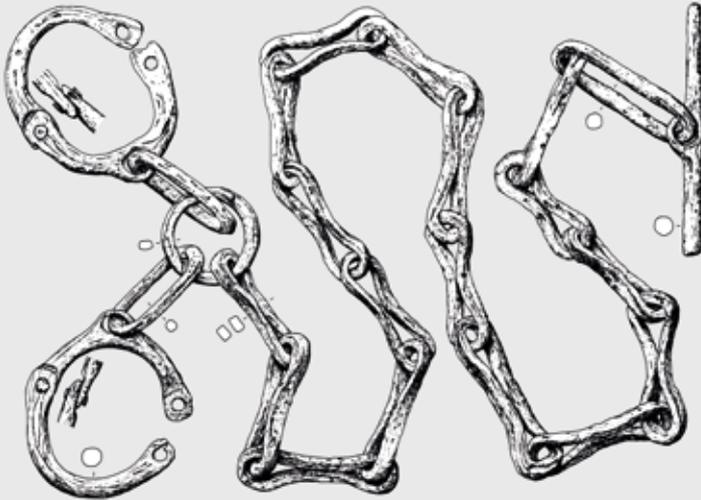


Ein eindrücklicher Fund ist diese zwei Meter lange Fussfessel, die bezeugt, dass man auf Madeln auch Strafen abzusitzen hatte.

1350 sind bis heute nur gerade zehn solcher Helme bekannt. Der annähernd zylindrisch geformte Helmtypus kam im frühen 13. Jahrhundert in Europa auf und blieb bis ins 14. Jahrhundert hinein gebräuchlich. Das Gesicht wurde durch eine mit Atemlöchern durchbrochene Platte geschützt, für

die Sicht musste ein schmaler Sehschlitz genügen. Beide Helme weisen Gebrauchsspuren auf. So findet sich beim älteren eine Delle auf der Stirnplatte, die wohl von einem Hieb stammt. Beim jüngeren wurde eine defekte Stelle am unteren Rand mit einem Bändeisen geflickt. Die Weiterverwendung zeigt, wie wertvoll dieser Teil der Rüstung war. Konnte man sie nicht mehr reparieren beziehungsweise als sie schliesslich veraltet waren, wurden sie wegen ihres hohen Materialwertes zerlegt und das Eisen weiterverwertet. Das ist der Hauptgrund, weshalb Topfhelme nur so selten im Original erhalten blieben.

Auch beim kleinen Zinnteller handelt es sich um einen aussergewöhnlichen Fund, den wir dem Erdbeben zu verdanken haben. Abgesehen von kleine-



>
Der kleine Zinnteller. Auf der Unterseite des Bodens ist die Darstellung eines heraldischen Adlers erkennbar.

ren Beschädigungen ist er vollständig erhalten. Im Tellerinnern lassen sich sogar noch Kratzspuren vom Gebrauch ausmachen. Besonders bemerkenswert ist jedoch die Ritzzeichnung eines Adlers auf der Tellerunterseite. Mit diesem Motiv stossen wir auf das Familienwappen der Herren von Eptingen,

in deren Besitz sich die Burg befand. So kommt es wohl nicht von ungefähr, dass der Berg, auf dem die Burg Madeln erbaut wurde, noch heute Adlerberg genannt wird.

Bericht: Sandra Billerbeck

Ungewöhnliche Objekte: Solche am Gürtel getragenen Haken dienten dem Spannen der Armbrust.





Konservierungslabor

Für das im September 2011 gemeinsam mit dem «Inventar der Fundmünzen der Schweiz» gestartete Projekt «Fundmünzen Baselland» müssen für die genauere Bestimmung zirka 120 Münzen konserviert und restauriert werden. Im Berichtsjahr wurden 40 dieser zum Teil stark oxidierten und korrodierten Münzen soweit freigelegt und behandelt, dass eine Datierung möglich wird.

Für die Erstpräsentation des Keltenschatzes von Füllinsdorf in einer gesicherten Vitrine im Erdgeschoss des Museum.BL wurden sämtliche Silbermünzen des Hortfundes gereinigt und dokumentiert. Auch für die Ausstellung «Bschiss! Wie wir einander auf den Leim gehen» galt es im Berichtsjahr einige Objekte restauratorisch aufzufrischen. Die sichere Präsentation der Exponate in den speziell für diese Ausstellung hergestellten Vitrinen lag in den Händen des Restauratorenteams.

Das Projekt, ein nur fragmentarisch erhaltenes Prunkgefäss aus der Hallstattzeit ausstellungsgerecht zu präsentieren, kam zu einem erfolgreichen Abschluss. In Vorträgen im Museum.BL und an der Hochschule der Künste Bern sowie an einer Fachtagung in Stuttgart wurde die Arbeit einem breiteren Publikum präsentiert und fand dabei grossen Anklang.

Als externer Auftrag wurde für die Kantonsarchäologie Solothurn ein Nasslederfund, Schuhreste aus der Grabung «Löwengasse 6 und 8, 1998/2007», konserviert und restauriert. Einen zweiten externen Auftrag führten wir für die Kantonsarchäologie Sankt Gallen aus. Für sie wurden Textilfragmente aus der Pfarrkirche der Gemeinde Thal konserviert, gesichert und dokumentiert.

Roland Leuenberger

<
Münzen aus
archäologischen
Ausgrabungen werden
unter dem Binokular
sorgfältig freigelegt,
um die feine Zeichnung
nicht zu zerstören.

Das spätbronzezeitliche Prunkgefäß von Reinach-Mausacker in seiner neuen Präsentation. Trotz fragmentarischer Erhaltung sind Form und Verzierung dieses rund 40 Zentimeter hohen und maximal 50 Zentimeter breiten Gefäßes deutlich erkennbar.



Vom Fragment zur dritten Dimension: neue Wege der Gefässrekonstruktion

Vor einigen Jahren wurden in der Grossgrabung von Reinach-Mausacker ein «Keramikpflaster» mit Tausenden von Scherben entdeckt (s. «Auswertung und Vermittlung»). Darunter fanden sich die Reste eines äusserst aufwendig verzierten Prunkgefässes aus der spätesten Bronzezeit. Da nur etwa ein Drittel des Grossgefässes erhalten war, stellte sich die Frage, wie man diesen aussergewöhnlichen Fund präsentabel herrichten könnte. Wieviel soll ergänzt werden. Soll man nur die erhaltenen Partien rekonstruieren, da bei dieser Methode die Originalteile am wenigsten belastet werden?

Die Variante einer vollständigen Ergänzung mit farblich genau angepassten Teilen kam nicht in Frage, weil dies den Gesamteindruck doch sehr verändert hätte, was nach heutigen Grundsätzen in der Restaurierung von archäologischen Objekten unerwünscht ist. Die Form des Gefässes und die ein-

seitige Verteilung der Scherben hätte zudem eine sehr aufwendige Ergänzung nötig gemacht, was gleichzeitig eine grosse Belastung für die Originalteile bedeutet hätte. Die Variante des Aufbaus ohne Ergänzungen war wegen der ungleichmässigen Verteilung der vorhandenen Scherben nicht möglich.

**Gefässaufbau mit
Wachsplatten (links)
und Negativform
während der Abnahme
der Form mit Profil-
kämmen (rechts).**



Daniel Chiquet verlötet
die Edelstahldrähte mit
Hartlot (Foto Daniel
Chiquet).

So blieb eigentlich nur noch die Möglichkeit einer zeichnerischen oder nachgetöpferen Rekonstruktion.

Keine dieser Methoden war wirklich zufriedenstellend. Also musste etwas Neues her, etwas das stützte

und gleichzeitig die Form des ganzen Gefässes zeigte, etwas das die Belastung für die Originalteile auf ein Minimum reduzierte, sozusagen eine objektschonende und reversible Rekonstruktion mit Originalteilen. Aber wie sollte diese Alternative aussehen?

Bald war klar, dass dies nur mit einer leichten, drahtgitterartigen Stützkonstruktion realisierbar war. Doch wie liess sich ein Drahtmodell des handgeformten und daher unregelmässigen Gefässkörpers aufbauen? Den Anfang machte ein Gefässnegativ: Zum Schutz wurden die erhaltenen und geklebten Keramikteile mit Wachsplatten abgedichtet und danach mit Kunststoffgips abgeformt. Die so gewonnene, noch nicht vollständige Form wurde anschliessend mit Polyethylenstreifen ergänzt und mit Kunststoffgips geschlossen.



Anschliessend fertigte der Goldschmied Daniel Chiquet nach dieser Vorlage ein mass- und formgetreues Drahtgitter an. Mit einem Laserpointer projizierte er 24 Längengrade in regelmässigem Abstand auf das Negativ, ebenso wurden die Breitengrade aufgezeichnet. Mit Profilkämmen griff er danach die Konturen der Längengrade ab und übertrug sie auf Papier. Die so entstandenen Profile bog er mit federhartem Edelstahl nach, der anschliessend gehärtet wurde. In einem nächsten Schritt wurden die Profile seitlich angebohrt, über Edelstahldrähte miteinander verbunden und schliesslich verlötet. Zu guter Letzt wurden die teilweise geklebten Keramikscherben auf das fertige Drahtgitter gelegt und wo nötig mit kleinen Drahthäkchen zusätzlich fixiert.

Begeistert vom Resultat der ersten Rekonstruktion wurde die neue Präsentationsmethode noch an

einem zweiten Gefäss ausprobiert: einem bronzenen Dreibeingefäss (Grapen) von der Burg Madeln bei Pratteln (s. Seite 130 ff.). Dieses besondere Gefäss war 1356 im Schutt des Erdbebens von Basel liegen geblieben und leider nur in einzelnen Fragmenten überliefert.

Der neu rekonstruierte
Grapen von der Burg
Madeln bei Pratteln.



Stauende und begeisterte Blicke nach der Enthüllung der Rekonstruktion des Prunkgefässes im Museum.BL.

Seine Rekonstruktion erfolgte nach demselben Prinzip. Die Herstellung des Gefässnegatives war dank der gleichmässigen Form des Grapen jedoch viel einfacher. Mit den Durchmessermaßen war es möglich, mehrere runde PE-Platten zuzuschneiden, die anschliessend aufeinander gesteckt und mit Hil-

fe von Originalteilen an die endgültige Form angepasst wurden. Anhand dieser Negativform konnte der Goldschmied das Drahtgittergerüst für den Grapen erstellen. Zum Schluss mussten nur noch die Buntmetallteile mit den Drahthäkchen am Drahtgitter befestigt werden.

Möchten Sie die rekonstruierten Gefässe im Original sehen? Ab Herbst 2013 ist der Grapen im Historischen Museum Basel und das Prunkgefäss im Museum.BL in Liestal ausgestellt.

Bericht: Sabine Bugmann und Marion Speck





links:
Marion Speck
präsentiert die neue
Art der Gefäß-
rekonstruktion vor
dem Fachpublikum
der Verbands der
Restauratoren in
Stuttgart (Foto Lisa
Masen).

rechts:
Enthüllung des Prunk-
gefäßes anlässlich
«Museum nach fünf»
im Museum.BL.

Wertvolle Funde – spezialverpackt

Ein viel gereistes
Leihobjekt: der
römische Wasserspeier
in Form eines Delfins
aus Liestal-Munzach.

Bei besonders wertvollen und fragilen Objekten sind die Anforderungen an die Verpackung hoch. Vor allem beim Transport werden die Objekte einem erhöhten Gefahrenpotential ausgesetzt; neben dem Schutz vor mechanischen Einwirkungen ist ein konstantes Klima wichtig. Eine einwandfreie

und mangellose Verpackung ist aber auch für den Versicherungsabschluss wichtig, da für eine Übernahme der Kosten im Schadensfall ausschlaggebend ist, ob ein Objekt gut genug gesichert war.

Um dies zu gewährleisten, werden für entsprechende Objekte massgefertigte Spezialverpackungen in Handarbeit fabriziert, die nicht nur gegen physische Einwirkungen schützen, sondern auch ein kontrolliertes Klima ermöglichen. Zudem lässt sich dank massgefertigten Verpackungen sicherstellen, dass ausgeliehene Objekte auch den Partnerinstitutionen korrekt verpackt zurückgesandt werden.

Bei der Herstellung ist die Wahl des Materials von entscheidender Wichtigkeit. Es muss nicht nur so leicht wie möglich und gut zu verarbeiten, sondern



>
Der kunstvoll rekonstruierte
Dreibeinertopf (Grapen) aus
der Burg Madeln bei Pratteln
entsteigt seiner Verpackung.

auch altersbeständig sein, und es darf keine Dämpfe abgeben. Nach heutigem Kenntnisstand scheint Polyethylen (PE LD) dafür am Besten geeignet. Der in verschiedenen dicken Platten erhältliche Kunststoff wird zuerst in eine grobe Form gebracht, woraus dann mit Hilfe einer Thermosäge das Negativ des

Objekts herausgeschnitten wird. Fächer für Trockenmittel und eine Auskleidung mit säurefreiem Seidenpapier vervollständigen die Spezialverpackung.

Bericht: Sabine Bugmann und Andreas Callierotti

Andreas Callierotti an
der Thermosäge.





Archäologische Stätten

Die zahlreichen Burgruinen im Kanton Baselland sind wohl die archäologischen Stätten mit dem höchsten Bekanntheitsgrad. Sie sind beliebte Ausflugsziele und wichtige Identifikationsobjekte in der heimatlichen Landschaft. Da es sich bei ihnen um ruinöse Gebäude ohne schützendes Dach handelt, sind sie permanent von weiterem Zerfall bedroht und deshalb seit vielen Jahren die «Sorgenkinder» der Archäologie Baselland.

Auch 2012 gab es einige erfolgreiche Sicherungsmassnahmen, an denen die Archäologie Baselland beteiligt war. Auf dem Vorderen Wartenberg sicherte der Verein Pro Wartenberg die Krone eines Abschnittes der östlichen Umfassungsmauer und richtete auf der Mauerkrone eine Aussichtsplattform ein. Die Gemeinde Waldenburg liess einen Abschnitt der südlichen Umfassungsmauer des Schlosses wieder aufbauen. Die langjährige, ehrenamtliche Pflege der Ruine Gutenfels bei Bubendorf durch einen Privatmann wurde mit der Verleihung des Burgenpreises durch die «Burgenfreunde beider Basel» gebührend gewürdigt.

Nicht wie geplant lief es hingegen mit zwei grösseren Sanierungsprojekten: Für dringende Sicherungsarbeiten an der Schildmauer der Farnsburg stand 2012 kein Geld zur Verfügung, so dass die Burg aus Sicherheitsgründen für die Öffentlichkeit gesperrt werden musste. Bei der Sanierung von Schloss Pfeffingen war das nötige Geld zwar vorhanden, aber die Archäologie Baselland konnte die Baufirma aufgrund einer Beschwerde beim Verwaltungsgericht gegen die Vergabe der Bauarbeiten nicht beauftragen.

Doch nicht nur Burgen sind bedroht: In Unkenntnis dessen, dass es sich hier um eine archäologische Zone handelt, wurde im Zusammenhang mit Rodungsarbeiten direkt unterhalb des prähistorischen Abri Wachtfels bei Grellingen ein Waldweg angelegt. Dabei wurden steinzeitliche Kulturschichten unbesehen zerstört.

Michael Schmaedcke

<
 Der Steinmetz Titus
 Heinkelmann von
 der Freien Bauhütte
 bei gefährlichen
 Sicherungsarbeiten
 am Osttor der Ruine
 Pfeffingen (Foto Freie
 Bauhütte).

Grellingen, Abri Wachtfels: zerstörte Fundschichten

**Grellingen, Wachtfels.
Der Abri im November
2012 nach dem
zerstörerischen Bau
einer Waldstrasse.**

Die bedeutende steinzeitliche Fundstelle Abri Wachtfels nimmt mit ihren Funden aus der späten Mittelsteinzeit und späten Altsteinzeit (Spätpaläolithikum) eine hervorragende Stellung in der Steinzeitforschung des Birstales ein. Entdeckt wurde sie von Albert Kohler im Januar 1935. Er fand mehrere

Silexartefakte in einer Grube, in der Kalkschutt für die Aufschüttung des unterhalb des Abris vorbei führenden Fussweges entnommen wurde. Nach dieser Entdeckung vergingen einige Jahre, bis die systematische Ausgrabung unter der Leitung von Carl Lüdin begann. Die erfolgreichen und gut dokumentierten Untersuchungen dauerten von 1938 bis 1941 und von 1955 bis 1957. Im Laufe der Arbeiten traten zahlreiche mittelsteinzeitliche Funde zu Tage, von denen die vollständig erhaltene Harpunenspitze aus Hirschgeweih einen besonders seltenen und deshalb in vielen Publikationen erwähnten Fund darstellt.

Ausser den reichhaltigen mittelsteinzeitlichen Funden aus den Oberen Fundschichten kamen während der zweiten Grabungsetappe in einer unteren Fundschicht völlig überraschend auch ältere, spätpaläolithische Objekte ans Licht, die zur Zeit im Rahmen einer grösseren Publikation nach modernen



wissenschaftlichen Gesichtspunkten neu interpretiert werden. Während dieser Neubearbeitung liess sich anhand der für die damalige Zeit vorbildlichen Dokumentation feststellen, dass im äusseren Bereich des Abribodens gegen den Hang zu noch mit ungestörten Fundschichten zu rechnen ist, deren Untersuchung durch die Archäologie Baselland zu einem späteren Zeitpunkt ins Auge gefasst wurde. Dies ist heute leider nicht mehr möglich.

Anfang November 2012 stellte man nämlich fest, dass nicht nur der gesamte Hang im Bereich des Abris abgeholzt, sondern auch eine breite Waldstrasse angelegt worden war, um die Zufahrt von schweren Rodungsfahrzeugen zu ermöglichen. Dabei wurde ein grosser Teil des Abribodens zerstört. Nach einem ersten Augenschein durch Jürg Sedlmeier wurde unter der Leitung von Jan von Wartburg das gesamte Ausmass der Zerstörung mit-

tels Tachymetervermessung dokumentiert. In diesem Zusammenhang konnten auch einige durch den Wegbau verlagerte, mittelsteinzeitliche Funde eingesammelt werden. Im Januar 2013 nahm zudem David Brönnimann vom Institut für Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie der

Alessandro Mastrovincenzo und Jürg Sedlmeier bei der Dokumentation der Zerstörungen.



Eine Auswahl an
typischen gekerbten
Silexklingen aus den
Altgrabungen, späte
Mittelsteinzeit
(etwa 7000 v. Chr.).

Universität Basel aus sedimentologischer Sicht ein Hangprofil auf, um die noch vorhandene Schichtenfolge zu dokumentieren.

Die irreparable Zerstörung dieser bedeutenden archäologischen Fundstätte ist bedauerlich. Grund

dafür war eine Lücke im Kommunikationsprozess: Der Waldentwicklungsplan für die Region, in dem auch die archäologischen Schutzzonen verzeichnet sind, lag noch gar nicht vor. Zudem müssen die Gemeinden solche Rodungen der Archäologie Baselland gar nicht melden, auch wenn sie mitten durch archäologische Schutzzonen führen. Dasselbe gilt für viele Tiefbauarbeiten wie zum Beispiel Strassen und Leitungsgräben. Die Archäologie Baselland strebt nun in Zusammenarbeit mit dem Amt für Wald beider Basel eine Lösung dieses Problems an, um in Zukunft die weitere Zerstörung von archäologischen Funden und Fundstellen zu verhindern.

Bericht: Reto Marti und Jürg Sedlmeier





links:

Der Boden des Abri Wachtfels in seinem ursprünglichen Zustand oberhalb eines schmalen Fussweges im Jahr 1938.

rechts:

Die vollständig erhaltene, mittelsteinzeitliche Harpunenspitze aus Hirschgeweih wurde während der Ausgrabungen 1938–1941 entdeckt. Das 9,6 Zentimeter lange Stück ist etwa 9000 Jahre alt.

Ruine Pfeffingen. Die Sicherungsarbeiten am Südturm des Osttores wurden von spezialisierten «Klettermauern» durchgeführt (Foto Freie Bauhütte).



Ruine Pfeffingen: erzwungener Zwischenstopp

Nachdem der Landrat die erforderlichen Mittel bereits 2010 bewilligt und 2012 mit dem Budget eine erste Jahrestanche freigegeben hatte, lief zunächst alles gut an: Die Bauleitung wurde bestimmt und nahm im Januar die Arbeit auf, die Dokumentationsarbeiten begannen im Februar, im Mai wurden die Baumeister- und die Gerüstbauarbeiten vergeben, so dass der geplante Baubeginn im Juni schon greifbar war. Vorgesehen war die Sanierung des am westlichen Eingang der Burg gelegenen Hexenturms. Dort sind die Mauerkrone und die Bedachung des Turms weitgehend aufgelöst und müssen gefestigt werden. Wenn die zur Verfügung stehende Zeit und das Budget es ermöglicht hätten, wäre auch noch die Sicherung eines Teiles der südlichen Zwingermauer in Angriff genommen worden.

Doch dann machte ein nicht zum Zuge gekommenen Bewerber für die Baumeisterarbeiten mit einer Beschwerde beim Verwaltungsgericht einen Strich durch die Rechnung. Nach seiner Auffassung war der Zuschlag für die Baumeisterarbeiten unrechtmässig erfolgt, indem seine Referenzen und diejenigen der Firma, die den Zuschlag erhielt,

nicht korrekt beurteilt worden seien. Das Verwaltungsgericht liess die Beschwerde zu und bestätigte deren aufschiebende Wirkung. Da eine richterliche Entscheidung nicht vor Herbst zu erwarten war, bedeutete dies das Aus für die Bauarbeiten in diesem Jahr.

Jürg Pulfer von der Firma Terradata erstellt Laserscans im Innern des Hexenturms.



Emmanuel Weber von der Freien Bauhütte verlegt das Mauerwerk am Südturm des Osttores (Foto Freie Bauhütte).

Die Zwangspause liess sich jedoch gut nutzen, um später geplante Arbeiten vorzuziehen. Es erfolgten verschiedene Abklärungen am Wohnturm und einige dringende Sicherungsarbeiten. Zunächst prüfte ein Bauingenieur die Standfestigkeit des Wohnturms. Dabei fanden sich keine Hinweise auf eine akute Gefährdung, wie es die Bauleitung befürch-

tet hatte. In einem für diese Untersuchungen angelegten Sondierschnitt aussen am Wohnturm traf man auf älteres Mauerwerk. Damit liess sich erstmals ein Teil der Bebauung fassen, die älter ist als der ins 13. Jahrhundert datierte Wohnturm. Noch ist unklar, ob es sich dabei um die Reste von einem oder von zwei Gebäuden handelt.

Ein auf die Standfestigkeit von Felsen spezialisierter Geologe begutachtete zusätzlich den Felsuntergrund des Wohnturms. Auch er stellte trotz einiger kritisch erscheinender Situationen im Bereich von Klüften keine Hinweise auf Instabilitäten fest. Daneben wurden am Wohnturm, am südlichen Turm des Osteinganges und an der Schildmauer im Westen lockere Mauerpartien gesichert, die für Besucherinnen und Besucher sowie für die vor Ort arbeitenden Personen eine Gefahr darstellten. Bei anderen gefährlich aussehenden Partien konnten «Klettermaurer» dagegen klären, dass keine unmittelbare Gefährdung für Personen oder das Mauerwerk bestand.



Parallel zu diesen Arbeiten wurden an verschiedenen Bauteilen Dokumentationsarbeiten vorgezogen, was bei kommenden Etappen Zeit sparen wird. Neben zeichnerischen Handaufnahmen und weiteren Laserscan-Vermessungen kam für Fotoaufnahmen aus der Luft eine Drohne zum Einsatz. Besonders wichtig waren dabei Aufnahmen des Mauerwerks am Wohnturm in Bereichen, die bisher nicht einsehbar waren. Dies ermöglichte dort erstmals eine genauere Zustandsbeurteilung. Dabei wurde eine grosse Ausbruchsstelle im Osten des Wohnturms festgestellt, die bisher nicht bekannt war und dringend geschlossen werden muss, um weitere Schäden zu verhindern.

Der festgestellte Schaden am Wohnturm und die Tatsache, dass sich das 2012 aufgrund der verhinderten Bauarbeiten gesparte Geld ins kommende Jahr transferieren lässt, führten zum Entschluss, 2013 mit den umfangreicheren Sicherungsarbeiten am Wohnturm zu beginnen.

In der Verhandlung des Verwaltungsgerichtes über die Beschwerde gegen die Vergabe der Baumeister-

arbeiten stellte das fünfköpfige Richterergremium Mitte November schliesslich einstimmig fest, dass die Vergabe rechtmässig erfolgt war. Damit ist nun der Weg frei, die Bauarbeiten mit einem Jahr Verzögerung im Frühjahr 2013 in Angriff zu nehmen.

Bericht: Michael Schmaedecke

Für die fotografische Erfassung der höheren Bereiche des Wohnturms kam eine Drohne zum Einsatz.



Die mächtige Schild-
mauer der Farnsburg
droht auseinanderzu-
brechen. Zum Schutz
der Besucherinnen
und Besucher musste
die Anlage gesperrt
werden.



Farnsburg: aufgeschobener Beginn der vorgezogenen Sicherung

«Der Beginn der Sanierungen ist für 2012 geplant.» So endet der Bericht über die Schäden an der Farnsburg im Jahresbericht 2011. Um die Kosten für die Reparatur verschiedener Schadenstellen auf mehrere Jahre zu verteilen, war für 2012 zunächst die dringende Reparatur der Schildmauer vorgesehen. Dort hatten sich im östlichen Bereich beide Mauerschalen vom Kern zu lösen begonnen, was sich im Bereich des Laufganges auf der Krone durch mehrere tiefe Risse abzeichnet. Grund hierfür ist wie üblich in das Mauerwerk eindringendes Wasser, das weiter unten wegen zu dichter Verputze von früheren Sanierungen nicht mehr austreten kann. In der Folge kam es Frostausbrüchen, aber auch zu Auspülungen des Mörtels, was zu Schäden führte.

Die Schildmauer war schon mehrfach ein Problemfall. Bereits 1930, 1955/58, 1980/81 und 1986 mussten dort Reparaturen durchgeführt werden. Bei der Sicherung der Unterburg 2002 und 2003 wurde

festgestellt, dass an der Schildmauer erneut Reparaturarbeiten fällig wären, die man aber zurückstellen musste. Als sich im Frühjahr 2012 jedoch eine gravierende Verschlechterung der Situation abzeichnete, beantragte die Archäologie Baselland beim Regierungsrat die erforderlichen Mittel für eine

Der Geologe Ueli Gruner begutachtet den anstehenden Fels in der Unterburg, wo ebenfalls Sicherungsmassnahmen erforderlich sind.



sofortige Reparatur, was dieser im Hinblick auf die laufenden Sparmassnahmen jedoch ablehnte.

Daraufhin musste im Mai das gesamte Burgareal aus Sicherheitsgründen für das Publikum gesperrt werden. So bedauerlich diese Massnahme war – die Farnsburg ist eine der beliebtesten Burgruinen

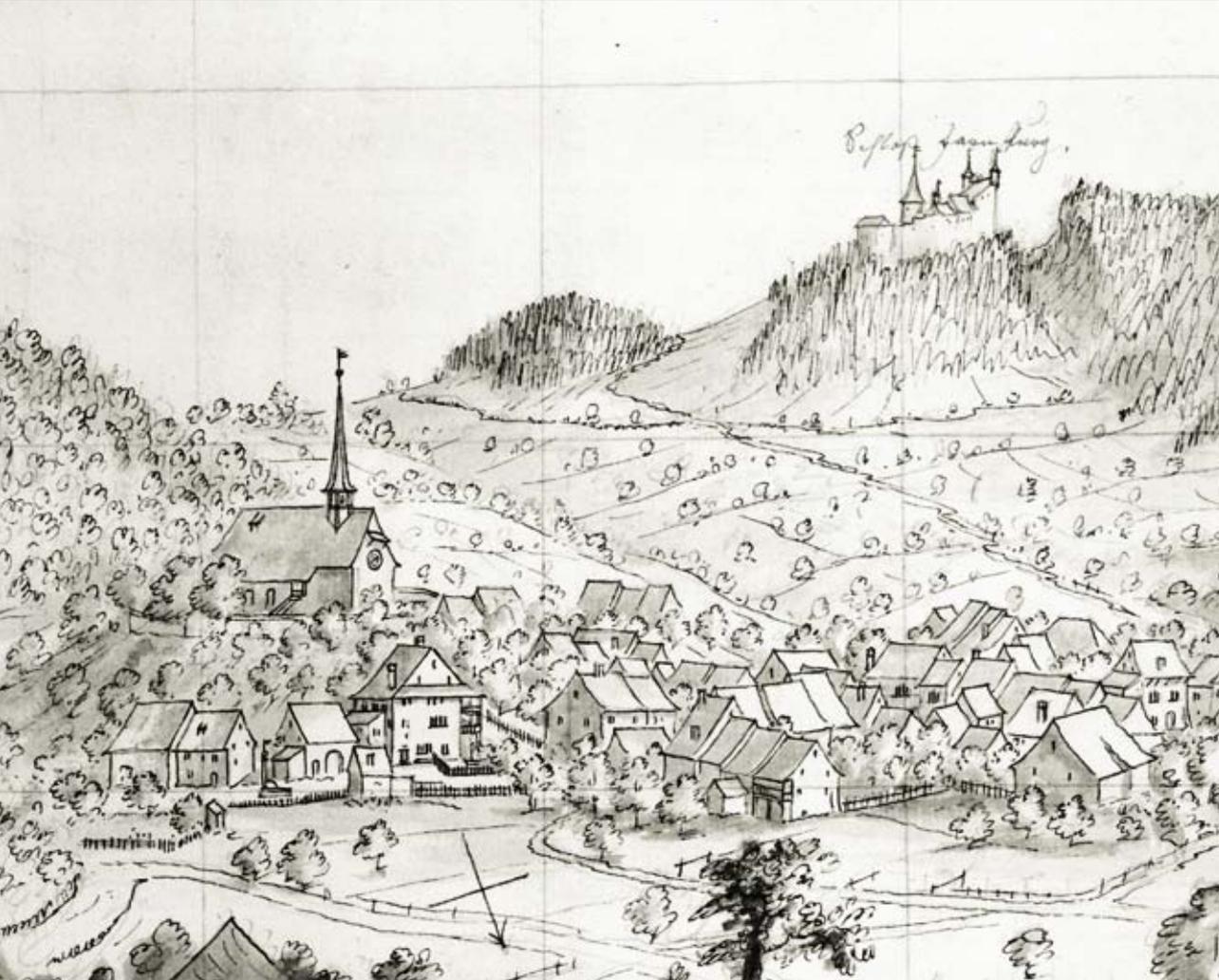
des Kantons –, so nötig war sie auch. An mehreren Rissen angebrachte Gipssiegel waren teilweise schon nach kurzer Zeit aufgebrochen, was die Ablösungsbewegung der Mauerschalen deutlich erkennen liess. Dies weist auf eine akute Gefahr für die Standfestigkeit der Schildmauer hin. Da nicht vorauszusehen ist, in welchem Masse und mit welcher Geschwindigkeit sich die Mauerablösungen entwickeln werden, war die Absperrung der Burg eine dringend nötige Massnahme zur Sicherheit von Besucherinnen und Besuchern, nicht zuletzt, weil der Zugang zur Burg unmittelbar unter der Mauer durchführt.

Im März 2013 hat der Landrat mittlerweile einen Kredit für die Reparaturarbeiten gutgeheissen.

Bericht: Michael Schmaedecke

Durch Bewegungen der Mauerschalen sind mehrere Gipssiegel bereits nach kurzer Zeit gebrochen.





Blick von Buus in Richtung Farnsburg. Die heute noch erhaltene mächtige Schildmauer schützte die Anlage gegen den Burggraben hin. Zeichnung von Emanuel Büchel von 1755 (Kupferstichkabinett Basel).

Waldenburg: Neubau eines Abschnitts der südlichen Umfassungsmauer

Der eingestürzte Bereich der südlichen Umfassungsmauer ist neu in Trockenmauertechnik aufgeführt.

Im Spätsommer 2010 ist ein Abschnitt der südlichen Umfassungsmauer von Schloss Waldenburg eingestürzt. Da eine weitere Partie einsturzgefährdet war, die direkt neben dem Zugangsweg lag, musste auch sie aus Sicherheitsgründen abgetragen werden. Die Archäologie Baselland machte der Besitzerin der Burg, der Gemeinde Waldenburg, verschiedene

Vorschläge für den Wiederaufbau einschliesslich einer Kostenschätzung. Im Frühjahr 2012 schliesslich nahm eine auf derartige Reparaturarbeiten spezialisierte Firma den Wiederaufbau in Angriff.

Da zwischenzeitlich noch ein weiterer Abschnitt der Mauer zusammengebrochen war und auch ein verbliebener Rest nicht mehr standfest erschien, entschied man sich, auch ihn abzutragen. Nach dem Abräumen des Mauerschutts hatte das Grabungsteam der Archäologie Baselland Gelegenheit, die Situation zu untersuchen und zu dokumentieren. Dabei wurde festgestellt, dass es sich bei der abgegangenen Mauer um neuzeitliches Zementmauerwerk aus der Zeit der Sanierung in den 1930er Jahren gehandelt hat. Nur die unterste Steinlage gehörte offensichtlich zur ursprünglichen mittelalterlichen Mauer. Sie war direkt auf den anstehenden Fels gesetzt. In der Hinterfüllung der Mauer, die mittelalterlichen und neuzeitlichen Abraum aus der Sanierung der 1930er Jahre enthielt, wurde eine Sedimentschicht mit vielen Gesteinssplintern an der Oberfläche beobachtet, die wahrscheinlich den Bauhorizont der ursprünglichen Mauer darstellt.



Mit diesen Beobachtungen liess sich erstmals ein Abschnitt der originalen Südumwehrung der Burg sicher bestimmen.

Mit dem Aufbau des neuen Abschlusses in Trockenmauertechnik wird deutlich gemacht, dass es sich hier um keine originale Mauer, sondern um deren Nachvollzug handelt. Die Trockenmauer hat in dieser speziellen Situation als Terrassenmauer gegenüber einer mit Mörtel gebundenen Mauer auch den Vorteil, dass dahinter anfallendes Regenwasser nahezu ungehindert ablaufen und keine Schäden anrichten kann. Schliesslich sind Trockenmauern auch ökologisch äusserst wertvoll, da sie vielen Kleinlebewesen einen Lebensraum bieten. Leider liess sich aus Kostengründen der Vorschlag nicht realisieren, die Mauer bis in Brüstungshöhe aufzubauen, was das Burgareal optisch nach Süden hin abgeschlossen hätte. Die neu aufgebaute Mauer besitzt jedoch die nötige Stärke, die eine spätere Aufstockung noch ermöglichen würde.

Das Beispiel zeigt, dass man auch bei verhältnismässig kleinen Baumassnahmen wichtige Erkenntnisse

zur Geschichte eines Baues – in diesem Fall des Verlaufs der südlichen Umfassungsmauer – gewinnen kann.

Projektleitung Archäologie Baselland und Bericht: Michael Schmaedecke

Dokumentation: Susanne Afflerbach

Zivi Benjamin Kettner präpariert die letzten mittelalterlichen Reste der Umfassungsmauer frei.





Die Ruine Gutenfels bei Bubendorf lag vor den Rodungen von unten kaum sichtbar im Wald versteckt.

Bubendorf, Gutenfels: Burgruine aus Dornröschenschlaf erweckt

Die Burg Gutenfels liegt gut versteckt im Wald, auf einer Felspitze oberhalb der Strasse von Bubendorf nach Arboldswil. Vermutlich haben sie die Herren von Eptingen zu Beginn des 13. Jahrhunderts gegründet; um die Mitte des 14. Jahrhunderts war sie jedoch bereits wieder verlassen. Bei Ausgrabungen 1936 und 1962 wurden die Mauern eines Wohnturms und Teile der Unterburg mit Resten der Umfassungsmauer freigelegt und konserviert. Danach ist die Burg im Laufe der Jahre wieder so stark zugewachsen, dass sie kaum mehr zu erkennen war. Doch bedrohlicher war, dass der Bewuchs auch begann, den erhaltenen Baubestand zu gefährden.

Im Mai 2006 fragte Andreas Loosli bei der Archäologie Baselland an, ob er sich um die Ruine Gutenfels in Bubendorf kümmern könne. Ihm sei es ein Anliegen, die Ruine soweit vom Bewuchs zu befreien, dass die Baureste wieder sichtbar werden und die Burganlage von der Bevölkerung wieder genutzt werden könne. Das Angebot von Herrn Loosli bot die grosse Chance, die Burgruine für das Publikum wieder attraktiver zu machen und die

Gesamtsituation soweit zu verbessern, dass sich diese auch positiv auf ihre Erhaltung auswirkt.

Nachdem die Archäologie Baselland Herrn Loosli in seiner Absicht bestärken konnte und auch die Bürgergemeinde Bubendorf als Eigentümerin der Ruine seinem Vorhaben zustimmte, wurde zwischen

Andreas Loosli (links) und Heinz Wahl, Alt-Bürgergemeindepräsident von Bubendorf, besprechen die nächsten Massnahmen auf Gutenfels.



Reste der südlichen
Umfassungsmauer, die
dringend gesichert
werden müssen.

den drei Partnern eine Vereinbarung getroffen, die seine Tätigkeit regelte. Neben der regelmässigen Entfernung des Bewuchses und dem Entsorgen von Abfall gehört es auch zu seinen Aufgaben, den baulichen Zustand der Ruine zu beobachten und Veränderungen zu melden. Diese Arbeiten wurden

in den letzten Jahren vorbildlich durchgeführt – mit dem erfreulichen Resultat, dass die Ruine Gutenfels sehr an Attraktivität gewonnen hat.

Der Einsatz von Andreas Loosli hat auch bei Anderen Aufmerksamkeit geweckt. Auf seine Anregung hin hat der Forstbetrieb der Gemeinde Bubendorf innerhalb der Burganlage und am Burgfelsen Bäume gefällt, so dass die Burganlage wieder lichter und von der Strasse her besser sichtbar wurde. Die Massnahmen haben zur Folge, dass das Mauerwerk nun wieder besser besonnt wird und dadurch nach Durchfeuchtungen wieder schneller austrocknet. Auch ist der bauliche Zustand wieder gut zu beurteilen, so dass schneller auf Schäden reagiert werden kann.

Um die Attraktivität des Ausflugsorts noch zu steigern, stellte die Archäologie Baselland drei Grillstellen zur Verfügung, die im Frühjahr 2013 aufgebaut werden sollen. Sie sollen zudem das wilde Feuern



in der Ruine unterbinden. Ausserdem plant die Archäologie Baselland, im nächsten Jahr in der Ruine eine Informationstafel aufzustellen. Die Initiative von Herrn Loosli zeigt sehr schön, wie viel eine Privatperson für die Erhaltung und Attraktion einer Burgruine beitragen kann. Als Anerkennung für diese Leistung verliehen ihm die «Burgenfreunde beider Basel» im Jahr 2012 ihren «Burgenpreis».

Trotz dieser erfreulichen Nachricht gibt es in naher Zukunft auf Gutenfels ein Problem zu lösen: Die Zugangstreppe und ein Abschnitt der südlichen Umfassungsmauer müssen repariert werden. Während die Reparatur Treppe dringend erforderlich ist, um Besucherinnen und Besuchern einen gefahrlosen Zugang zu ermöglichen, ist das Mauerwerk an der Umfassungsmauer so stark aufgelöst, dass zu befürchten ist, dass sie vollständig zusammenstürzt. Die Kosten für diese Massnahmen werden auf rund 38 000 Franken geschätzt. Es besteht die Chance, dass der Swisslos-Fonds des Kantons Basel-Landschaft einen Teil davon finanzieren könnte.

Der Rest müsste durch andere Quellen, etwa durch Spenden, aufgebracht werden. Es wäre schön, wenn sich weitere Personen oder Institutionen für dieses interessante Kulturdenkmal stark machen würden.

Bericht: Michael Schmaedecke

Historisches Modell der Burg Gutenfels, wie sie einmal ausgesehen haben könnte.





Dokumentation und Archiv

Kennen Sie das Gefühl? Nach einer anstrengenden Bergtour stehen Sie endlich auf dem Gipfel und erblicken rundherum viele weitere Spitzen, die noch zu erklimmen wären. So ergeht es derzeit dem Archiv-Team der Archäologie Baselland. 2012 konnte die Digitalisierung des rund 215 000 Dokumente umfassenden Papier- und Planarchivs bis auf wenige Restarbeiten abgeschlossen werden – rund zwei Jahre früher als geplant. Somit stehen nun alle Ausgrabungsakten inklusive des Bezirks Laufental elektronisch zur Verfügung. Den Weg ins Archiv kann man sich künftig also ersparen und auch die Weitergabe an externe Forscherinnen und Forscher erleichtert sich dadurch erheblich.

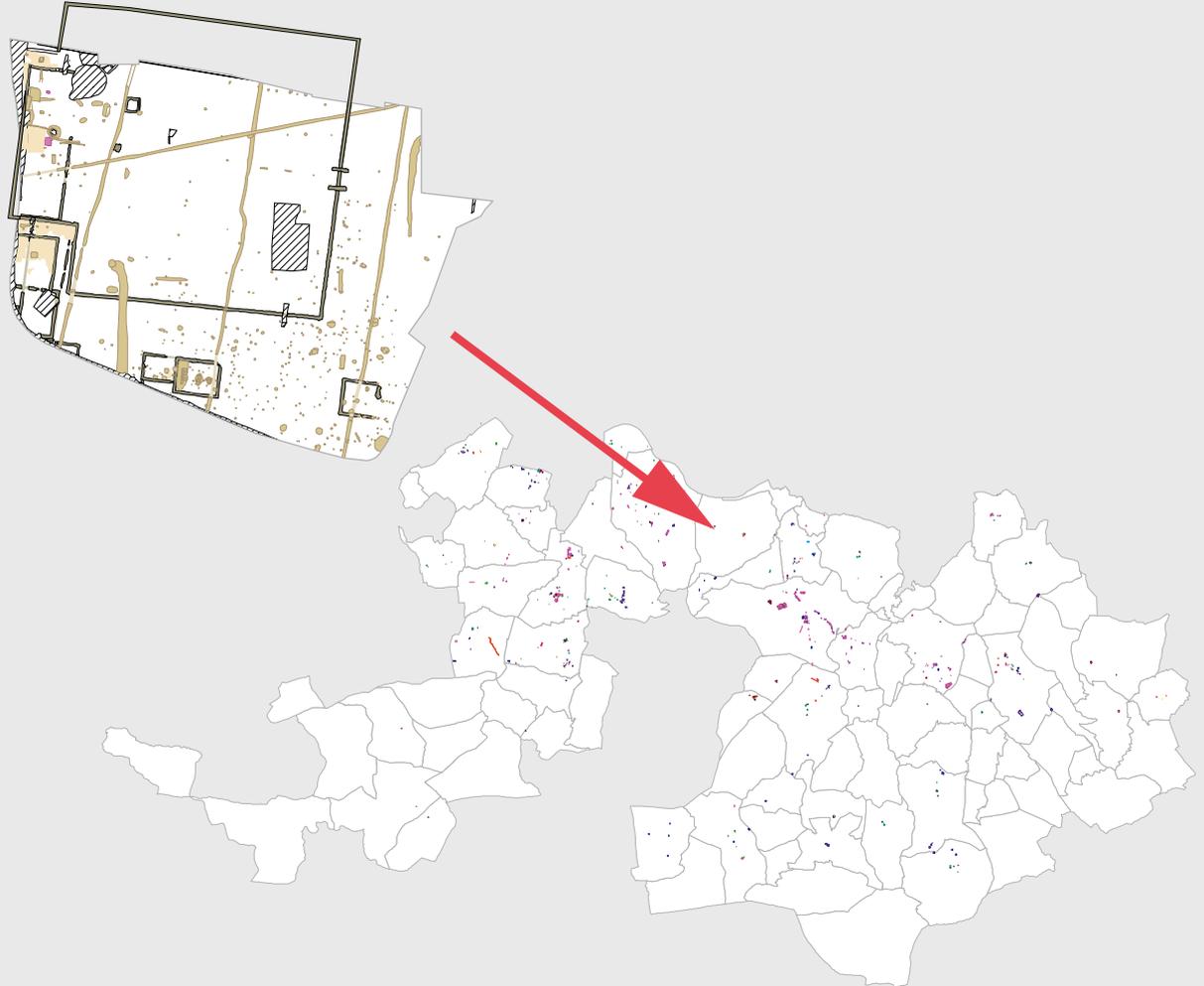
Erfreulicherweise ist es 2012 wiederum gelungen, quasi nebenher noch ein paar Altlasten aufzuarbeiten – zum Beispiel die Grabungen auf der Burg Engenstein bei Pfeffingen. Und bereits steht der Aufstieg zum nächsten Berg an: In den kommenden Jahren soll nun auch das gesamte Negativarchiv erschlossen werden. Die Aufarbeitung aller Fotos, die je auf Ausgrabungen gemacht wurden, ist mit einigen Stolpersteinen versehen. Nicht nur gilt es, die Fotos mit den bereits früher gescannten Dias abzugleichen, sondern es muss auch ein Bezug zu allenfalls vorhandenen Fotojournalen hergestellt werden – eine wahre Knobelarbeit bei Dutzenden von Fotografien, die sich bis auf wenige Details ähneln.

Zu hoffen bleibt, dass solche aufwändigen Rückerschliessungen dank der modernen Dokumentationsmethoden kommenden Generationen erspart bleiben. Auch die Archäologie Baselland arbeitet stetig an deren Verbesserung, wie das Beispiel des neuen webbasierten Geoinformationssystems EVA zeigt.

Andreas Fischer

<

Die Digitalisierung macht auch vor Planarchiv nicht halt. Moderne Pläne – wie hier auf Witwald bei Eptingen – entstehen ohne Papier direkt im PC. Das Geografische Informationssystem EVA ist ein ideales Instrument für die Arbeit mit diesen Daten.



EVA, das geografische Informationssystem, gibt bereits heute Auskunft über sämtliche jüngeren Grabungen im Kanton. Jeder Grabungsplan wird nach Beendigung der Feldarbeiten in eine Masterdatei eingefügt. Pläne von älteren, noch nicht digital dokumentierten Grabungen werden nacherfasst.

EVA – das webbasierte GIS der Archäologie Baselland

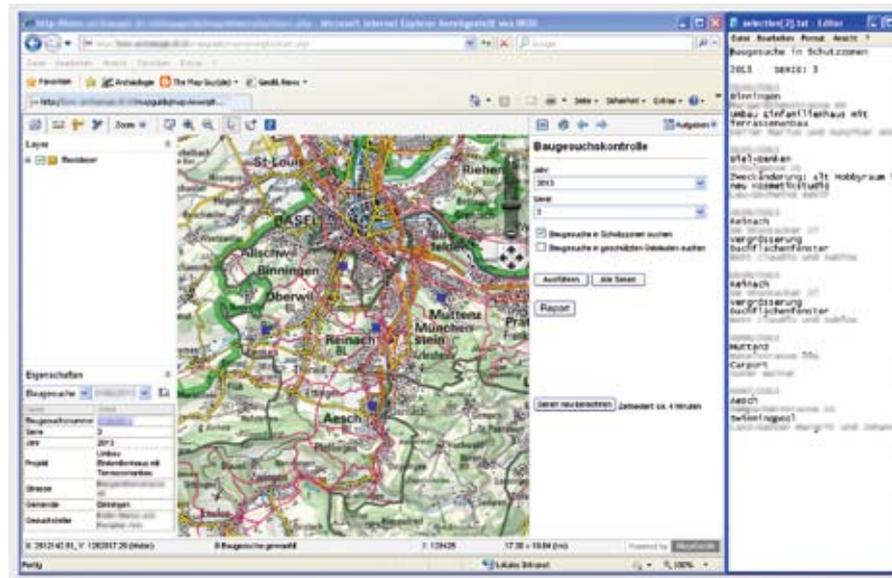
Seit dem Frühling dieses Jahres betreibt die Archäologie Baselland ein eigenes, webbasiertes Geografisches Informationssystem (GIS): EVA, die Elektronische Verbreitungskarte Archäologie, bietet mittels Webbrowser Zugriff auf alle digital erfassten archäologischen Objekte des Kantons – von archäologischen Schutzzonen über Fundstellen bis auf die Stufe einzelner Fundgegenstände und Erdproben. Im GIS lassen sich diese Objekte im räumlichen Zusammenhang zueinander betrachten. Nebst Such- und Abfragemöglichkeiten können zusätzliche Informationen zu Objekten angezeigt werden. Ein Knopfdruck wechselt in die archäologische Datenbank ADAM, basierend auf «IMDAS-Pro», wo zahlreiche weitere Informationen über das im GIS angewählte Objekt gespeichert sind, die sich bei Bedarf auch weiter bearbeiten lassen.

Einige typische Einsatzmöglichkeiten der EVA werden im Folgenden vorgestellt:

- Überprüfung von Baugesuchen: Jede Woche werden die neuen Baugesuche im kantonalen GIS publiziert. Die EVA kann auf die als Punkte

gespeicherten Baugesuche zugreifen und sie mit den bestehenden archäologischen Schutzzonen des Kantons vergleichen. Liegt ein Baugesuch-Punkt innerhalb einer Schutzzone, wird dieser auf der Karte markiert. Tangiert das Baugesuch möglicherweise archäologische Überreste, wird in einem späteren Schritt mit dem Bauherrn Kontakt aufgenommen,

Baugesuche der Serie 42/2012 in archäologischen Schutzzonen sind als blaue Rechtecke kartiert. Links ein Report mit Details zu den Baugesuchen.



Informationen über
angewählte Objekte
werden in zusätzlichen
Browserfenstern
angezeigt.

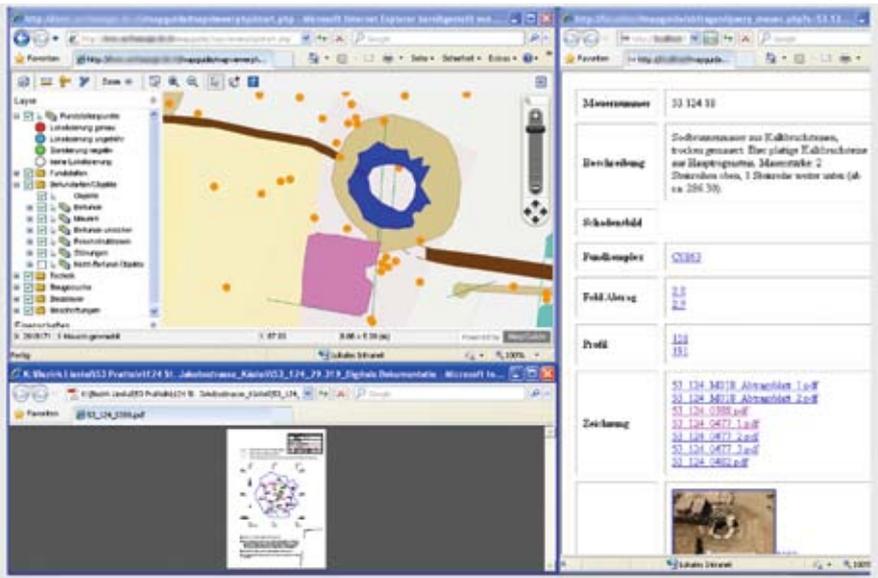
um frühzeitig entsprechende Massnahmen zur Sicherstellung einzuleiten. Ziel ist es, Bauverzögerungen wenn immer möglich zu vermeiden.

- Hilfsmittel zur Vorbereitung von Grabungsprojekten: Steht eine archäologische Ausgrabung an, kann sich die Grabungsleitung mit Hilfe der EVA

ein genaues Bild von den bisherigen Ausgrabungen im Umfeld der betroffenen Parzelle machen. Mittels Mausclick sind Texte, Bilder und Zeichnungen von benachbarten Grabungen abrufbar.

- Visualisierung von Daten zur Fundstellen- und Fundverteilung: Die Ergebnisse von Abfragen in der archäologischen Datenbank ADAM lassen sich in der EVA auf Knopfdruck anzeigen. Diese Abfragen können auch komplexerer Natur sein, beispielsweise die Darstellung aller Ausgrabungen im Kantonsgebiet, bei denen keltische Münzen innerhalb von römischen Siedlungsplätzen gefunden wurden. Es sind also auch spannende wissenschaftliche Fragestellungen etwa in Zusammenhang mit archäologischen Auswertungsprojekten möglich.

Zusätzlich besteht bei Recherchen die Möglichkeit, räumliche Filter einzusetzen. So ist eine Suche auf ein bestimmtes Gebiet begrenzbare oder es lassen sich nur Objekte anzeigen, die innerhalb eines bestimmten Abstandes zu beliebigen, ausgewählten Gebieten oder Befunden stehen. Die EVA bietet sich somit als



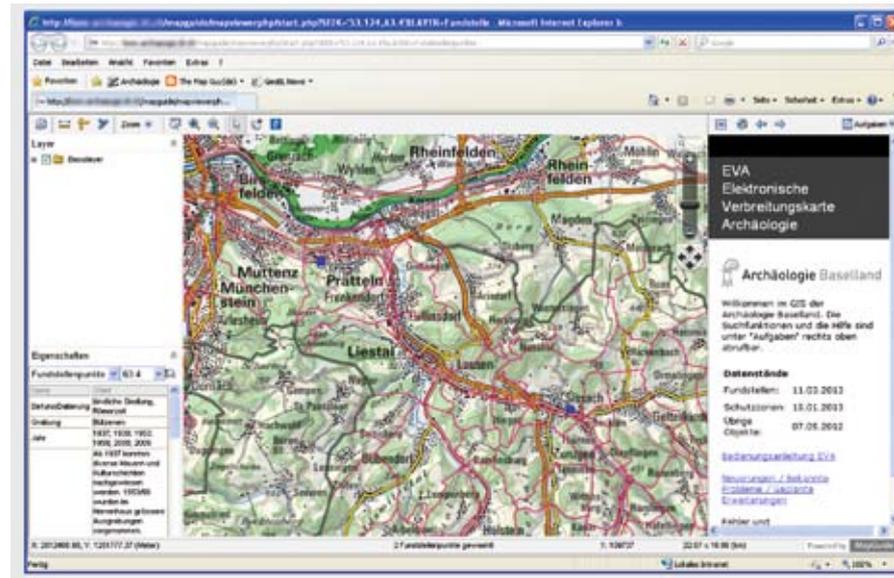
wichtige Ergänzung zur immer auch in Papierform vorhandenen Grabungsdokumentation an.

Wie entstehen die Objekte, die im GIS sichtbar sind? Die meisten der in der EVA dargestellten Objekte werden nicht extra für das GIS erfasst, sondern haben ihren Ursprung direkt auf der Grabung. Mittels Vermessungsgerät, dem Tachymeter, werden die archäologischen Objekte im Feld dreidimensional erfasst und direkt an das CAD-Programm «AutoCAD Map» übertragen, das auf einem angeschlossenen Laptop läuft. Im Laufe der Grabung entsteht so ein Gesamtplan, in dem alle relevanten Objekte einer Grabung, also zum Beispiel Gebäudestrukturen, Fundgegenstände, Einzelfunde, Feldgrenzen und dergleichen eingezeichnet sind. Die CAD-Objekte dieses Gesamtplans besitzen Zusatzinformationen, so genannte Metadaten, mit denen sich das Objekt eindeutig identifizieren lässt.

Nach Abschluss der Grabung wird der Gesamtplan in eine Masterdatei eingespeist, in der sich alle digital vorhandenen Grabungen der Archäologie Baselland

befinden. Diese Masterdatei bildet die Grundlage für die Darstellung der archäologischen Objekte im GIS. Der Wechsel zwischen GIS-Objekten und Datensätzen der archäologischen Datenbank ADAM wird über Schlüsselfelder realisiert. Eines der Metadatenfelder der GIS-Objekte wird als Schlüsselfeld definiert, dessen Inhalt kantonsweit einmalig ist. So

Anzeige von Ausgrabungen im Kantonsgebiet, bei denen keltische Münzen innerhalb von römischen Siedlungsplätzen gefunden wurden.

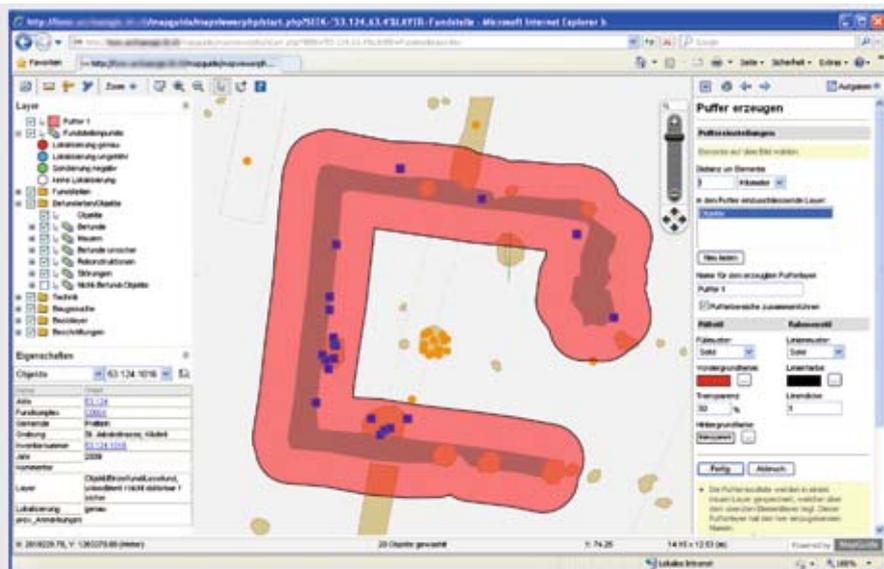


Anzeige aller Einzel-
funde im Abstand
von einem Meter um
die Mauern eines rö-
mischen Gebäudes der
Villa Pratteln-Kästeli.

werden beispielsweise Funde anhand ihrer eindeutigen Inventarnummer identifiziert. Diese Inventarnummer ist auch in ADAM vorhanden. Dadurch ist es möglich, ein ADAM-Suchresultat in der EVA anzuzeigen: Die Werte der Schlüsselfelder werden von ADAM an die EVA übergeben und die zugehörigen GIS-Objekte daraufhin in der EVA markiert.

Umgekehrt können so auch die ADAM-Datensätze von markierten EVA-Objekten angezeigt werden.

Die EVA basiert auf dem Open Source-Projekt «MapGuide Open Source» und ist somit kostenfrei. Die Dateiformate von «AutoCAD Map» und «MapGuide Open Source» sind miteinander kompatibel, was einen reibungslosen Übergang von CAD-Objekten zu GIS-Objekten gewährleistet. Der Arbeitsablauf von der Einmessung auf der Ausgrabung bis zur Publikation der archäologischen Objekte im GIS ist derart optimiert, dass die resultierenden GIS-Objekte ein Produkt des normalen Grabungsablaufs sind. Es fallen somit keine aufwändigen Datenaufbereitungen nach der Grabung an. Beendete Ausgrabungen können mit nur wenig Verzögerung direkt ins GIS eingespeist werden.



Laufentaler Akten

Die Praktikantin Alexandra Wenk gleicht die bernischen und die basellandschaftlichen Grabungsdokumentationen miteinander ab.

Seit dem Übergang des Laufentals an den Kanton Basel-Landschaft sind bald 20 Jahre vergangen. Trotzdem gilt noch der Staatsvertrag von 1993, der alle archäologischen Fundstellenakten und Funde in Bern zurückbehält. Immer wieder müssen einzelne Akten dort angefordert werden, um mit den betreffenden Fundstellen arbeiten zu können.

Inzwischen ist die Anzahl der Fundstellen im Laufental stetig angestiegen, und das Archiv hat sich mit vielen neuen Befundaufzeichnungen gefüllt. Nun stand auch dieser vom Arbeitsablauf letzte Kantonsbezirk vor der Digitalisierung. Damit uns künftig auch von Altgrabungen die vollständige Dokumentation zur Verfügung steht, liehen wir im Frühjahr 2012 beim Archäologischen Dienst in Bern einen grossen Teil der Laufentaler Akten aus. Insgesamt vier Kisten mit Papierakten, Fotos und drei dicke Rollen mit Plänen wurden nach Liestal transportiert. Den Hauptanteil an Plänen aus der Stadt Laufen liessen wir bis zum Winter erst einmal zurück.

Da neben der alltäglichen Archivarbeit kaum Zeit blieb, eine so grosse Menge an Aufzeichnungen spektiv aufzuarbeiten, begann am 2. April Alexandra Wenk als Archivpraktikantin mit dem Sichten dieser Unterlagen. Schnell war klar, dass das Berner Archivierungssystem in keiner Weise dem unsrigen entsprach. Damit die Originalakten am Schluss unserer Digitalisierung und Neuarchivierung wieder unbeschadet zurück gegeben werden konnten, wurden in einem ersten Durchgang alle Dokumentationen



fotokopiert. Bis Grösse A3 war das farbecht und originalgetreu im Hause möglich. Die Kopien wurden nach Baselbieter Archivregeln neu sortiert und mit den bei uns vorhandenen Dokumenten abgeglichen. Mit unserem Aktenaufkleber versehen und neu nummeriert, wurden sie zu einer systemgerechten Baselbieter Fundstellen-Akte umgeformt. In einem zweiten Durchgang wurden die Dokumente dann digitalisiert. Bei Qualitätsverlust konnte dabei noch auf die Berner Originale zurückgegriffen werden.

Die Arbeit mit den unhandlichen grossformatigen Plänen hingegen musste aus praktischen Gründen in umgekehrter Arbeitsreihenfolge ablaufen. Die Pläne gingen als erstes zur Digitalisierung nach Basel. Benannt mit der Berner Archivnummer kamen sie als Scan zurück und liessen sich dann als kleinformatiger und handlicher Papierausdruck, versehen mit Aufkleber und Aktennummer, in unsere Hängeregister integrieren. Bald waren die Scans ebenfalls entsprechend umnummeriert, ins digitale Archiv verschoben und verlinkt. So lassen sich nun auch die grossformatigen Pläne über unsere Fundstellendatenbank in Originalgrösse ansehen.

Innerhalb eines dreimonatigen Praktikums wurde so die erste Tranche Laufentaler Akten erfasst. Die grossformatigen Pläne aus den Grabungen in Laufen und die Dias und Negative werden auf ein weiteres Praktikum im folgenden Jahr warten müssen.

Bericht: Barbara Rebmann

Vier dicht bepackte Kisten mit Archivmaterial warten auf die Verarbeitung.



Estrichräumung bringt Arbeit fürs Archiv

Die Ruine Engenstein bei Pfeffingen liegt spektakulär exponiert auf einem engen Felskopf (Tom Schneider).

Im Winter 2007 wurden bei der Archäologie Basel-land mehrere Umzugskartons und Planrollen angeliefert – wir hatten im entsprechenden Jahresbericht darüber kurz berichtet. Die Kartons hatten seit den späten 1960er Jahren auf einem Estrich im Emmental ihren Dornröschenschlaf gehalten. Zuvor hatte

eine Gruppe von jungen Archäologieinteressierten aus der Region die Burg Engenstein bei Pfeffingen untersucht. Die spärliche Dokumentation zu dieser Grabung, die bereits in unserem Archiv war, war über Jahrzehnte «portionenweise» aus unterschiedlichen Quellen hereingekommen. Trotzdem schien sie immer noch sehr rudimentär zu sein.

Unsere Archivpraktikantin im Jahr 2007 hatte damals mit einiger Verzweiflung den Inhalt der Schachteln und Kartonröhren gesichtet. Nach einer groben Bestandesaufnahme und reiflicher Überlegung hatten wir uns dann aber entschieden, dass ihre verbleibende Praktikumszeit kaum für die Aufarbeitung der Papierflut reichen würde. So schliessen die Akten in unserem Sitzungszimmer noch ein paar Jahre weiter, bis sich im Mai 2012 Laura Rindlisbacher dieser Arbeit annahm. Sie widmete ihre ganze Einsatzzeit ausschliesslich diesem Papierberg, den Dia- und Fotoserien und den verschiedenen Schachteln mit Funden. Da sie schon im Vorjahr



mehrere Monate für unser Archiv gearbeitet hatte, war es für sie einfach, hier Ordnung zu schaffen und die Akten in unser System zu überführen. So ging es anfangs auch ziemlich zügig voran mit Ausscheiden von nicht relevanten Papieren, Fotokopien aus Büchern und privaten Notizzetteln.

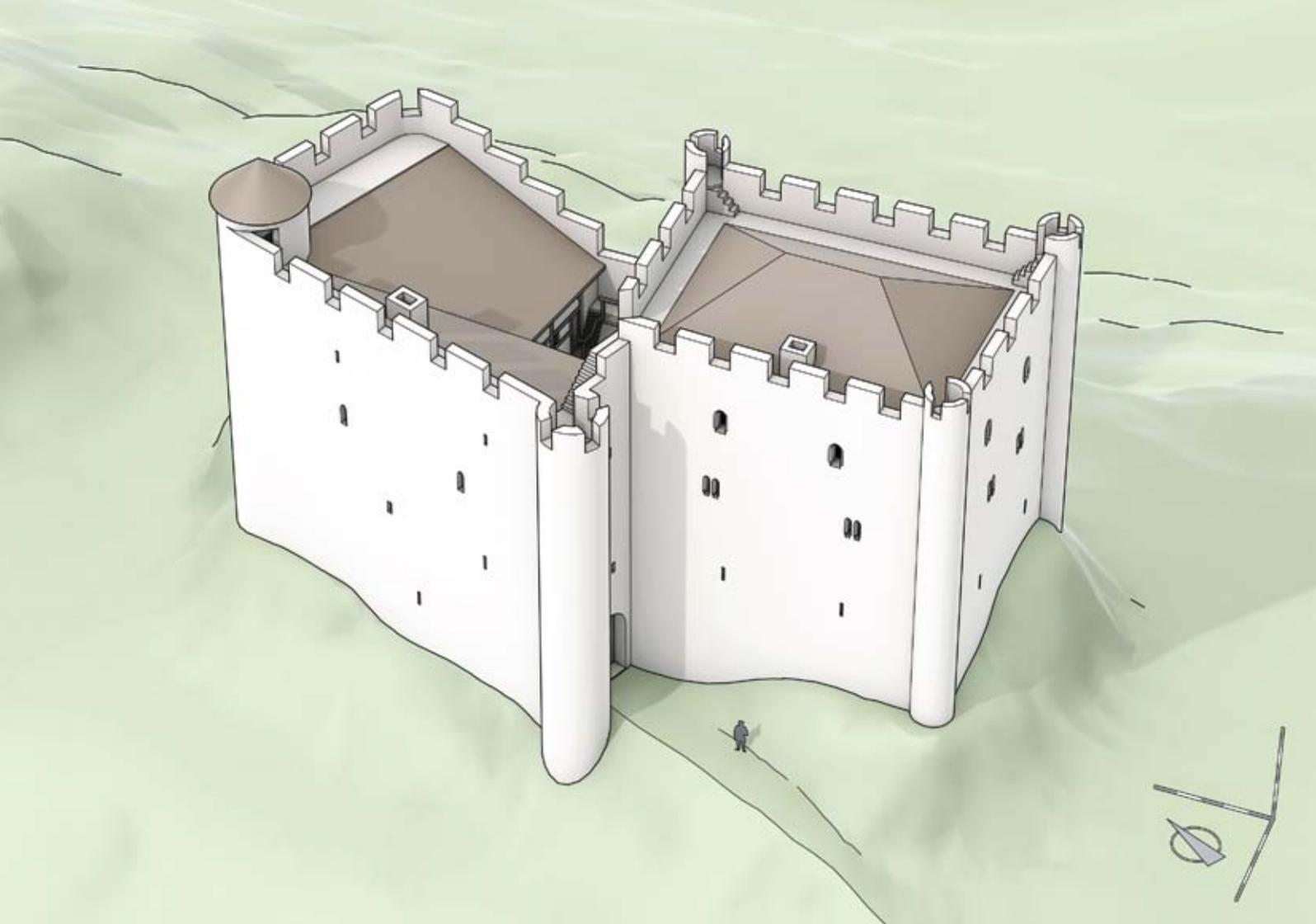
Schliesslich belegten nur noch drei neue Bundesordner unsere Archivregale. Aber ganz so gehaltvoll wie von uns erhofft war der Inhalt dann leider doch nicht. Zu viele der Befundzeichnungen waren nur skizziert, rudimentär oder gar nicht angeschrieben und waren so keiner bestimmten Ecke der Grabung, geschweige denn der Stratigraphie zuordenbar. Die vielen Tagebuchseiten gaben beim genauen Durchlesen hauptsächlich Auskunft über das Tageswetter und die unterschiedlich wichtigen Besucher auf der Grabung. Aussagekräftige Angaben zu Funden und Befunden hingegen waren eher spärlich. Trotzdem wurden alle vorhandenen Papiere archiviert. Denn sollte die Burg Engenstein eines Tages aufgearbeitet

werden, könnte es sein, dass die eine oder andere Zeichnung doch noch in die Stratigraphie eingeordnet werden und den Befund etwas erhellen könnte.

Bericht: Barbara Rebmann

Die «Grabungsdokumentation» der Burg Engenstein bei Pfeffingen bedurfte einiger Nachbearbeitung.





Auswertung und Vermittlung

Mit der Ausstellung über den Keltenschatz, Veranstaltungen an der Universität Basel und in der Lehrerfortbildung, mit Ferienpassaktionen, öffentlichen Führungen und der Beschilderung archäologischer Fundstätten brachte die Archäologie Baselland auch im Jahr 2012 ihre Erkenntnisse unter ein möglichst breites Publikum.

Um Vermitteln zu können, reicht blosses Graben und Bauforschen nicht aus. Es braucht auch Forschung. Selber grössere Studien zu einem Fundplatz zu betreiben, ist dem kleinen Team der Archäologie Baselland neben der Last des Alltags indes kaum möglich. Wir sind deshalb sehr froh um externe Unterstützung in dem Zusammenhang. Ob Abschlussarbeiten von Studierenden, etwa über das rätselhafte «Scherbenpflaster» von Reinach–Mausacker oder einen kleinen frühmittelalterlichen Friedhof am Bürgerweg in Aesch, ob ein Spezialistenblick auf die Amphoren von Munzach oder ein ausgewachsenes Forschungsprojekt über die Fundmünzen des Kantons – sie alle bringen neues Wissen und helfen, die Fragestellungen für zukünftige Untersuchungen zu schärfen. Allen Forscherinnen und Forschern, die uns ihre Erkenntnisse zuteil werden lassen, gilt an dieser Stelle einmal mehr unser herzliches Dankeschön!

Ein besonders herausforderndes und reizvolles Vermittlungsprojekt wurde im Berichtsjahr gemeinsam mit dem Historischen Museum Basel in Angriff genommen: eine Ausstellung über die Burgen und Ritter der Region. Die Sonderschau mit dem Titel «Echte Burgen – falsche Ritter?» soll im November 2013 eröffnet werden. Mehr dazu in einem Jahr.

Reto Marti

<

Für 2013 ist zusammen mit dem Historischen Museum Basel eine Ausstellung über die Burgen und Ritter der Region geplant. Dabei werden neu entwickelte, dreidimensionale Burgenmodelle zu sehen sein. Hier ein neuer Rekonstruktionsversuch der Burg Scheidegg bei Gelterkinden, ca. 1220–1320 n. Chr. (Zeichnung Joe Rohrer).

Rätselhaftes «Keramikpflaster» vom Mausacker in Reinach. Auf einer Fläche von 200 Quadratmetern lagen rund 60 000 Keramikfragmente zum Teil mehrlagig übereinander.



Das «Keramikpflaster» von Reinach, Mausacker: ein Glücksfall für die Archäologie

Eine Notgrabung auf dem Areal Mausacker in Reinach brachte im Jahr 2005 auf einer Fläche von etwa 230 Aren Siedlungsspuren aus dem Mesolithikum bis in die Römerzeit zu Tage. Wie schon im Jahresbericht von 2006 beschrieben, konnte die Archäologie Baselland in der weiten Birsebene dabei auch ein über 200 Quadratmeter grosses Areal freilegen, das in einer bis zu zehn Zentimeter dicken Schicht Zehntausende von Keramikscherben enthielt. Die Scherben lassen sich zeitlich vor allem der späten Bronzezeit und frühen Eisenzeit zuordnen.

Unter den Gefässen dominieren Formen, wie sie grundsätzlich auch aus Siedlungen bekannt sind. Auffallend ist jedoch, dass einige typische Funde aus Siedlungen, wie Siebe, Spinnwirtel oder Mahlsteine, fehlen. Die enormen Mengen an zerbrochener Keramik warf schon während der Grabung die Frage auf, ob es sich hier möglicherweise um ein rituell genutztes Areal aus der Hallstattzeit handeln könnte. Diese Frage sollte im Rahmen einer Lizentiatsarbeit am Seminar für Ur- und Frühgeschichte der Universität Basel näher untersucht werden. In Anbetracht der zur Verfügung stehenden

Zeit ging es dabei nicht um die Aufarbeitung der enormen Fundmengen. Das Hauptthema der Arbeit war vielmehr die Problematik der Fragmentierung von Keramik und wie diese Frage in der Archäologie diskutiert wird. Hierzu wurden drei weitere Fundstellen mit ähnlichen Befunden, die zeitlich

**Eindruckliche
Grossbaustelle 2005:
das «Scherbenpflaster»
fand sich unter dem
grossen Grabungszelt
links.**

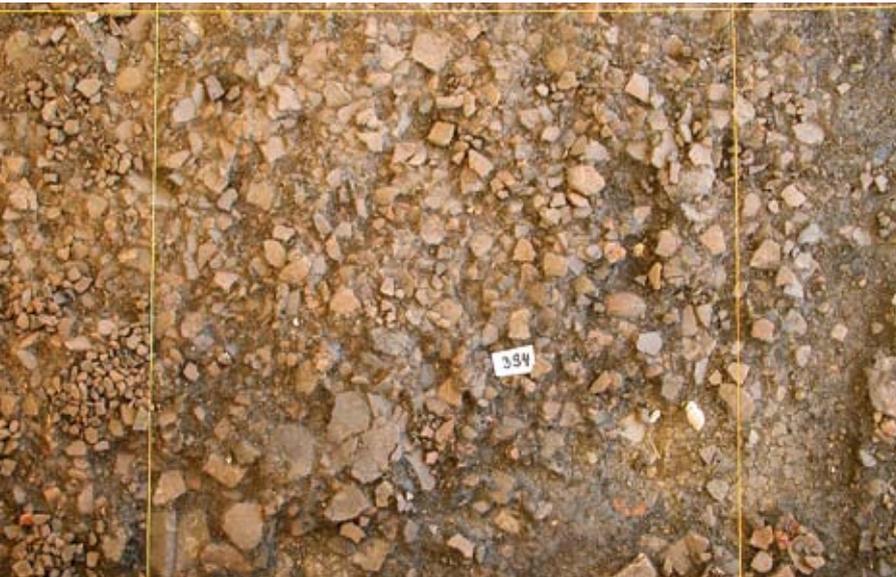


Die Keramik war über
weite Flächen extrem
stark fragmentiert.

etwa der gleichen Epoche zugeordnet werden können, zum Vergleich herangezogen: Die Fundstellen Cornaux, Le Roc (Kt. Neuenburg), Spiez, Eggli (Kt. Bern) und Bad Dürrenheim, Unterbaldingen (Baden-Württemberg) wiesen wie das Keramikpflaster im Mausacker viel fragmentierte Keramik auf.

Im Vergleich der vier Fundstellen wurde deutlich, dass neben Übereinstimmungen wie einer ähnlich mächtigen Keramikschicht, vergleichbarem Gefässspektrum und auffällig wenigen Metall- oder Knochenfunden auch klare Unterschiede bestehen. Während in Cornaux, Spiez und Reinach eine ähnlich starke Fragmentierung der Keramik vorlag, fällt diesbezüglich der Keramikkomplex Bad Dürrenheim aus dem Rahmen, da dessen Keramik eher grossformatig zerbrochen war und viele der Gefässe im Verband geborgen wurden. Das heisst: Im Gegensatz zu den drei anderen Fundstellen scheinen die Gefässe hier am Standort zu Bruch gegangen zu sein.

In Spiez wiederum wurden neben der fragmentierten Keramik auch stark phosphathaltige Stellen innerhalb der Grabungsfläche angetroffen, die durch das Einsickern von Protein aus Nahrungsresten oder Blut entstanden sein können – ein möglicher Hinweis auf Nahrungsoffer. Zudem wiesen in Spiez einige Scherben aus trichterförmigen Gruben Brandspuren auf, während solche in den drei Vergleichsfundstellen fehlen. Im Eggli waren zwar



Metallfunde ebenfalls rar, Fragmente von Knopfsicheln erweckten jedoch den Eindruck einer gewollten Niederlegung, da sie in einer Linie mit der Spitze nach unten und mit gleichbleibendem Abstand voneinander aufgefunden wurden.

Nicht nur die Art und Weise einer Niederlegung können auf rituelle Handlungen hinweisen. Bei Fundplätzen wie dem Keramikpflaster vom Mausacker sind auch die Art und der Grad der Fragmentierung der Scherben wichtige Kriterien, die systematisch analysiert werden müssen, um abzuklären, ob es sich um einen Ritualplatz handelt. Beim Mausacker war mehrheitlich ein hoher Fragmentierungsgrad, mit Scherbendurchmessern oft um zwei Zentimeter, festzustellen. Diese hohe Zerschabung kann auf eine intentionelle Zerstörung der Keramik hinweisen, die in der Forschung im Zusammenhang mit rituellen Handlungen gesehen wird. Beim Mausacker fällt aber nicht nur der hohe Fragmentierungsgrad auf, sondern auch ein Gefäß, das in kuchenstückartige Teile zerbrochen ist. Darüber hinaus hafteten an den Bruchstellen Birkenteerreste an. Allein schon die Form der Fragmente lässt da-

rauf schliessen, dass die Zerstörung absichtlich geschah. Die Reste des Birkenteers deuten darauf hin, dass das Gefäß, noch bevor es ins Keramikpflaster kam, wieder zusammengeklebt wurde. Birkenteerklümpchen lagen auch sonst vereinzelt im Scherbenpflaster.

Fragmente einer Schale, die offensichtlich gezielt zerlegt und mit Birkenteer wieder zusammengeklebt wurde.



Vielfältig an Formen und Dekor sind die zahlreichen, nur wenige Zentimeter grossen Miniaturgefässe vom Mausacker.

Wenn im Keramikspektrum einer Fundstelle spezielle Gefässformen vorkommen, die in Siedlungen nicht gängig sind, werden diese gerne mit rituellen Handlungen in Zusammenhang gebracht. Im Falle des Keramikpflasters im Mausacker sticht dabei nicht nur das prächtige, prunkvoll verzierte Kegel-

halsgefäss heraus (s. Seite 136 ff.), sondern auch die grosse Anzahl von Miniaturgefässen, die zum Teil in regelrechten «Nestern» geborgen wurden. Diese Kleinstgefässe werden in der Archäologie oft in Zusammenhang mit besonderen Handlungen gebracht und auch sinnbildlich als Ersatz von normal grosser Keramik angesehen. Ihre Deutung ist in der Archäologie jedoch nicht unumstritten. Neben den Miniaturgefässen kann das Keramikpflaster auch mit einem Gefäss mit sechs Füsschen aufwarten, was eine Seltenheit im Keramikspektrum der Hallstattzeit darstellt. Zusätzlich sind die Füsschen vermutlich absichtlich auf gleicher Höhe abgeschlagen – also auch hier ein Indiz für die besondere Behandlung eines Spezialgefässes.

Die Menge und die starke Fragmentierung der Scherben, das Fehlen einiger typischer Siedlungsfunde, die speziellen Gefässformen und auch der Birkenteer legen den Schluss nahe, dass es sich beim Keramikpflaster vom Mausacker mit grosser Wahrscheinlichkeit um einen rituell genutzten Platz aus der Hallstattzeit handelt. Auf der Suche nach wei-



teren Hinweisen in diese Richtung wurde in der Lizentiatsarbeit das Phänomen der Fragmentierung und dessen Deutung in der Archäologie näher untersucht. Es kristallisierte sich jedoch heraus, dass in diesem Bereich noch vieles unklar und die Gefahr von Zirkelschlüssen sehr gross ist.

Weitere hilfreiche wissenschaftliche Disziplinen sind bei der Frage nach der Beurteilung einer Fundstelle als Ritualplatz die Ethnologie und die Religionswissenschaften. Sie können der Archäologie wichtige Hinweise darauf geben, mit welchen Hinterlassenschaften bei rituellen Handlungen zu rechnen ist – etwa das 3. Buch Mose 6,21, das die Vorschriften beschreibt, die während eines Brand-, Speis- oder Sühneopfers befolgt werden müssen: «Ist es in einem irdenen Gefäss gekocht worden, so soll es zerbrochen werden, ist es in einem ehernen gekocht worden, so muss es gescheuert und mit Wasser gespült werden». Dabei ist jedoch zu beachten, dass eine Gleichsetzung von Ritualen aus anderen Kulturen und späteren Epochen mit archäologischen Befunden sehr problematisch ist.

Das Keramikpflaster im Mausacker ist von seinem Fundspektrum zwar vergleichbar mit anderen Fundstellen. Durch die Anzahl der Scherben und der Grösse des Areals ist es aber einzigartig. Eine Ausnahme bildet eine weitere Fundstelle aus dem Kanton Basel-Landschaft: Allschwil Vogelgärten.

Diesem singulären Gefäss mit Glättdekor im Innern wurden offenbar absichtlich seine sechs Füsschen abgeschlagen.



Bei einer grösseren Grube hat man den Eindruck, die Scherben seien bewusst aufgelesen und hier deponiert worden.

Auch dort ist eine grosse Anzahl an Keramik zusammen mit Miniaturgefässen zu Tage gekommen, bei gleichzeitigem Fehlen anderer Funde aus Metall oder Knochen. Leider ist diese Fundstelle nur ausschnittweise erfasst, so dass wichtige Informationen für einen Vergleich fehlen.

Andere Befundgattungen wie Brandopferplätze, Felsturmpferplätze, Keramikdeponierungen oder sogenannte Erdöfen weisen im Vergleich dazu andere Strukturen und Funde auf. So fehlen im Mausacker einerseits eindeutige Hinweise auf Brand- oder Nahrungsopfer, andererseits auch markante Naturerscheinungen wie Felsen oder Felsspalten. Im Gegensatz zu den meisten Keramikdeponierungen wurde hier die Keramik nach den heutigen Erkenntnissen nicht sorgfältig niedergelegt, wie das sonst oft der Fall ist. Die Scherben liegen zum Teil vielmehr derart dicht und mehrlagig ineinander, dass der Eindruck entsteht, sie seien zum Teil aufgelesen, zusammengeschoben oder gar bewusst in Gruben deponiert worden.

Das Keramikpflaster vom Mausacker in Reinach stellt mit seinen ungewöhnlichen Funden für die



Abklärung von vielen archäologischen Fragen einen Glücksfall dar. Anhand der grossen Menge von fragmentierter Keramik liesse sich eine einheitliche Definition zum Fragmentierungsgrad erarbeiten. Ausserdem gibt diese Fülle an Keramik ein zuverlässiges Bild zum Spektrum und zur Häufigkeit der Gefässformen, so dass in Zukunft weitaus genauere Aussagen zur Unterscheidung von Siedlungs-, Grab- oder eben Ritualplätzen möglich werden. Genauso bietet sich die Möglichkeit, die Bedeutung bestimmter Gefässformen zu konkretisieren, wie beispielsweise der Miniaturgefässe. Die Auswertung des Keramikpflasters Mausacker wird nicht nur zu einem deutlicheren Bild der prähistorischen Gesellschaft vor etwa 3000 Jahren in Reinach verhelfen, sondern auch zu einem besseren Verständnis des spirituellen Denkens jener Zeit. Darüber hinaus ist die Untersuchung des Keramikpflasters ein unent-

behrlicher Beitrag zu laufenden Forschungen zum Thema Naturopferplätze in der Region Basel, Jura und Süddeutschland.

Bericht: Simone Kiefer

Auch dieser Grubenbefund erweckt den Eindruck, man hätte die Keramik – vielleicht in etwas eingewickelt – hier vergraben.



Die Satyrmaske von Pratteln: eine neue Deutung

Das 6,5 Zentimeter hohe Bronzeblech mit der Darstellung eines Satyrkopfes stammt vermutlich von einem Pferdegeschirr.

2010 bezog das Departement Altertumswissenschaften der Universität Basel seine neuen Räume im Rosshof am Petersgraben in Basel. Die zuvor räumlich getrennten Fächer Ägyptologie, Alte Geschichte, Klassische Philologie, Klassische Archäologie, Ur- und Frühgeschichte sowie die Archäologie Schweiz sind seither unter einem Dach vereint. Dies wirkt

sich auch auf die Arbeit der Archäologie Baselland aus, denn mit den Fächern sind auch die einzelnen Bibliotheken mitgewandert, was den Zeitaufwand bei Rechercharbeiten verringert. Darüber hinaus wurde der Fachaustausch mit den Nachbardisziplinen auf eine ganz neue Basis gestellt.

Ein konkretes Resultat der frisch belebten Zusammenarbeit ist die Neubeurteilung einer Satyrmaske aus Pratteln. Das lebhaft geprägte Bronzeblech kam schon vor etlichen Jahren aus dem Nachlass eines Privatsammlers zur Archäologie Baselland. Auch wenn die genauen Fundumstände nicht restlos zu klären sind, ist eine Herkunft aus den Grabhügeln in der Muttenzer und Prattler Hard sehr wahrscheinlich. Klar war zudem von Anfang an, dass es sich um einen etruskischen Import handelt, der um die Mitte des 5. Jahrhunderts vor Christus zu datieren ist. Satyrn sind dämonische Mischwesen, zum Teil mit Bart und grossen Ohren, zum Teil glatzköpfig und tierfüssig dargestellt, die im Gefolge des grie-



chischen Weingottes Dionysos tanzend und musizierend ihr Unwesen trieben.

Ein erster Deutungsversuch kombinierte das Blech mit einem Stück Blei aus der gleichen Sammlung und sah darin eine Henkelattasche eines Eimers (Stamnos). Diese Interpretation blieb aber umstritten. Einerseits gab es keine eindeutige Parallele und andererseits erschienen vielen Forschern das Blech zu dünn und die nachgewiesenen Ösen falsch platziert für diesen Zweck. 2012 nun machte der Professor für Klassische Archäologie, Martin Guggisberg, den Verfasser bei einem Besuch in anderer Sache auf eine Parallele aus Populonia (I) aufmerksam. Diese etruskische Stadt in der Nähe von Pisa ist seit mehr als hundert Jahren Ziel von Ausgrabungen.

Im Jahr 1908 stiessen die Ausgräber auf eine Bestattung, die unter anderem ein Pferdezaumzeug als Beigabe aufwies. Unter den zugehörigen Objekten findet sich eine erstaunlich nahe Parallele zum Fund von Pratteln. Die Satyrmaske war also

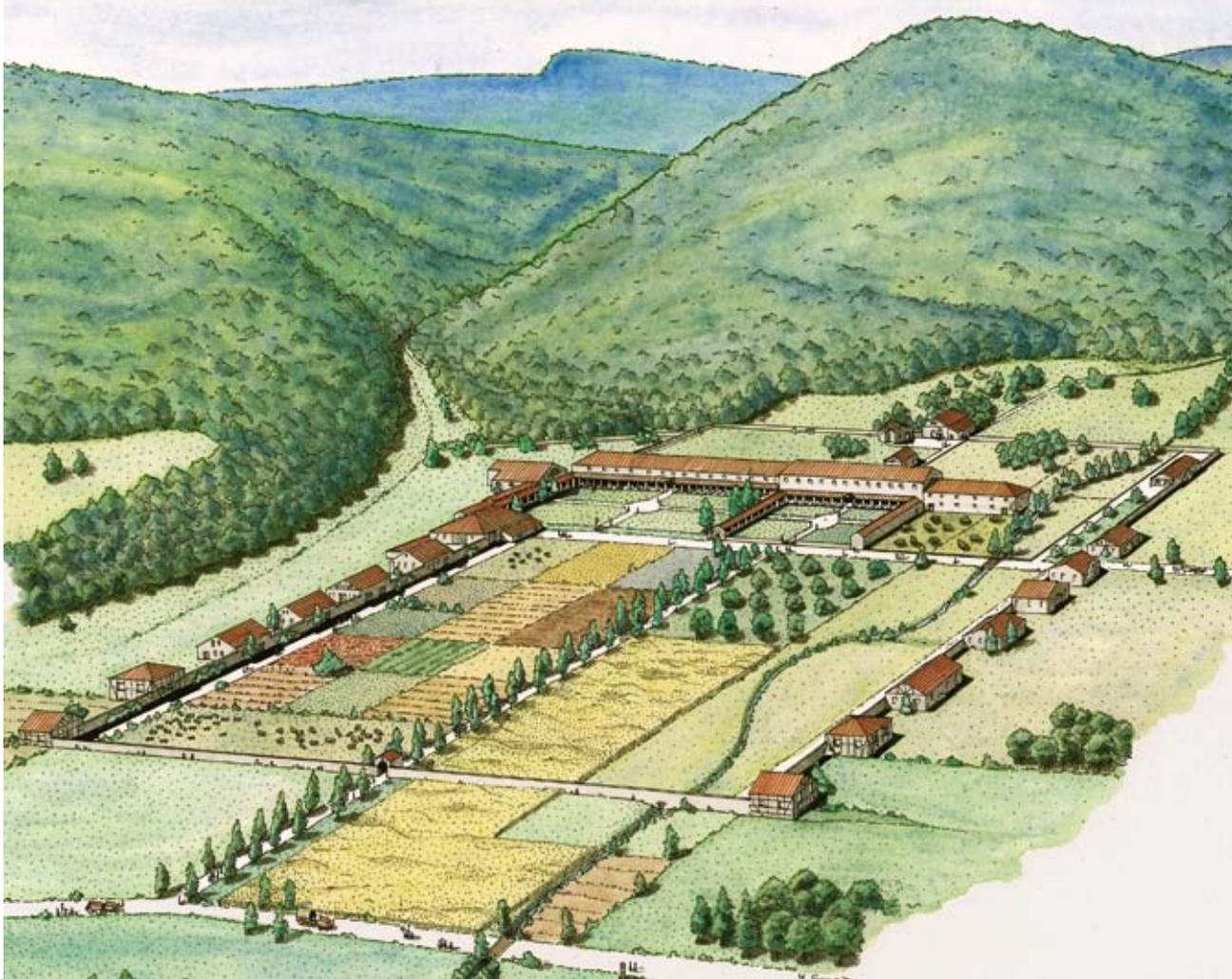
Teil eines Pferdegeschirrs und stammte vielleicht aus einer Werkstatt in Populonia. Ob sie gemeinsam mit einem Pferd den Weg über die Alpen fand oder separat als Handelsware hierher kam, bleibt unbekannt.

Bericht: Andreas Fischer

Der Vergleichsfund aus der Etruskerstadt Populonia bei Pisa ist leider nur dank einer vagen Fotografie, publiziert 1908, bekannt.



Im 160 Meter breiten und rund 300 Meter langen, ummauerten Hof öffnete sich nach Osten der komfortable und mit Mosaikböden geschmückte Wohntrakt des Gutsbesitzers. Daran schlossen sich mächtige Scheunen sowie etwa ein Dutzend an der Hofmauer angebaute Häuser an, in denen das Gesinde wohnte und Werkstätten eingerichtet waren. 150–200 Leute müssen hier gelebt haben (Bild Markus Schaub).



Weit weg und doch nah dran! Ein Blick auf den römischen Gutshof von Munzach

Der Blick, den die Schreibende 2012 ins Depot der Archäologie Baselland und auf die Funde aus dem römischen Gutshof von Munzach warf, führt um 2000 Jahre zurück, als in Augst die Hauptstadt der Rauriker stand und an der Stelle von Liestal vielleicht ein paar Häuser an einer Strassengabelung. Damals lag am Eingang des Röserentals in Munzach eines der grossen Landgüter im Umland der Colonia Augusta Raurica.

Die römische Landwirtschaft war eine hervorragend organisierte, auf Überschussproduktion ausgerichtete Wirtschaftsweise. In den Nordwestprovinzen führten die Praxis und die Erfahrungen der einheimischen Landwirtschaft in Verbindung mit römischer Agrartheorie vom 1. Jahrhundert n. Chr. an zu grosser Blüte. Grundbesitz und dessen Nutzung bildeten eine der wichtigsten Quellen von Reichtum.

Archäologisch erkennen wir diesen Reichtum auch in der teils prächtigen Ausstattung der Landsitze: mit

Hypokausten beheizbare Wohnräume, Wand- und Deckenmalereien, farbige Mosaikböden, Ziergärten. Als Besitzer derartiger Landgüter ist in vielen Fällen die einheimische Oberschicht anzunehmen oder bezeugt. Im Falle von Villen wie Munzach müssen diese Notablen Ämter in der Koloniestadt Augst ausgeübt haben. Anders als in späteren Zeiten

Der 50 Zentimeter hohe und fast acht Kilogramm schwere bronzene Delphin zierte als Wasserspeier einen Brunnen im Garten der Villa.



Einige der bis zu 10 000 in Reihen gestapelten italischen Weinamphoren in einem Schiffswrack bei Marseille, um 70 v. Chr. (Gallia Suppl. 34, 1978).

waren damit Stadt und Land, Zentrum und Peripherie verbunden.

Weitere Einblicke in die Lebensweise verspricht die Ernährung. Dazu gehörte in der Antike auch das Grundnahrungsmittel Wein. Der Rebensaft schrieb nicht nur Kulturgeschichte, sondern war auch ein

bedeutender Wirtschaftsfaktor. Für Munzach stellt sich die Frage, ob Wein über die Jahrhunderte hinweg importiert wurde, oder ob man ihn damals im Umland von Augst anbaute (s. Seite 194 f.). Im heutigen Kanton Baselland gibt es ja eine ganze Reihe guter Weine, weisse und rote. Wahrscheinlich ist, dass hier bereits in römischer Zeit Reben angebaut wurden und gediehen, aber es fehlen in unseren Regionen bislang archäologische Spuren dafür, dass Wein in grösseren Mengen gekeltert wurde. Es rentierte sich wohl nicht, und lange Zeit blieb es deshalb einfacher, Wein über den ausgezeichnet organisierten Handel zu importieren, Luxusweine ohnehin.

Wein selbst erhält sich im Boden nicht, jedoch sehr wohl die Einwegverpackungen, insbesondere die aus Ton gefertigten Amphoren. Nach diesen im ganzen Mittelmeerraum typischen, in der Regel zweihenkligen Transportgefässen bezeichnete man ein übliches Hohlmass von etwa 26 Litern als *amphora* und bestimmte damit sogar das Fassungsvermögen von





Marseille, Griechenland,
Libanon (vlnr): Scherben
erzählen in Munzach
vom Weinimport aus
fernen Landen.

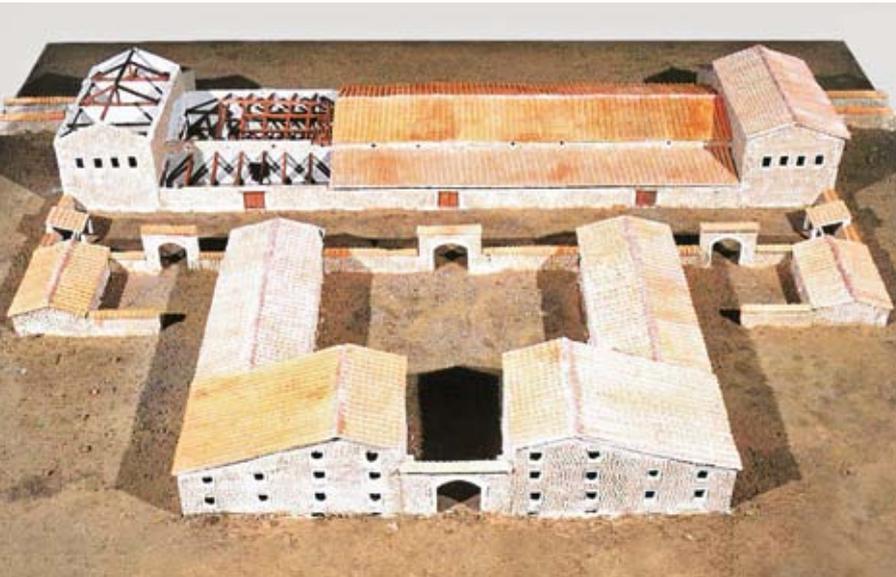
Modell des Weingutes
von Donzère im
südlichen Rhonetal
(Katalog «Le Vin»,
Lyon 2004).

Schiffen. Auch daran lässt sich die Bedeutung des Weinhandels und Weintransports ermessen.

Bereits ein erster Blick in die Fundmassen aus den Ausgrabungen in Munzach zeigt Transportamphoren für Wein, deren teils exotischer Inhalt im

Gutshof auf den Tisch kam. Die fremde Herkunft lassen einerseits die Form und andererseits spezifische Einschlüsse im Ton erkennen. So zeigen uns auf den ersten Blick unscheinbare Scherben Importweine des 1. bis 3. Jahrhunderts aus dem ganzen Mittelmeerraum an: aus Katalanien in Spanien, aus Marseille, von den griechischen Inseln und bis in den Libanon. Die meisten der bisher gesichteten Weinamphoren stammen jedoch aus Südfrankreich, aus dem Gebiet des heutigen Côte-du-Rhône und Gigondas bis in die Region Languedoc-Roussillon. Sie kamen aus grossen Weingütern wie etwa demjenigen von Donzère (Dép. Drôme) im unteren Rhonetal. Jährlich wurden tausende solcher Weinamphoren vor allem in die Nordwestprovinzen des römischen Reichs importiert, bis weit ins 3. Jahrhundert hinein.

Im Weingut von Donzère fand sich neben grossen Kelteranlagen ein Weinkeller mit über 60 im Boden eingegrabenen Tonfässern, sogenannten Dolien,



mit einem Fassungsvermögen zwischen 1200 und 1800 Litern, also für rund 100 000 Liter Wein. Vor der nächsten Weinlese wurde der Wein in Amphoren zu etwa 26 Litern Fassungsvermögen umgefüllt, was etwa 4000 Amphoren entspricht; der einfachere Wein kam vielleicht in Fässer zu etwa 800 Litern. Der abgefüllte Wein wurde vor allem in die Nordwestprovinzen verhandelt.

Im Gegensatz zu den Mosaiken und zum Delphin erscheinen diese Scherben auf den ersten Blick ganz unspektakulär und ruhen deshalb mit tausenden anderen bislang unbearbeitet im Depot. Doch würde ihre wissenschaftliche Untersuchung nicht nur mit Sicherheit weitere Weinimporte und damit Einblicke in die Lebens- und Wirtschaftsweise in Munzach geben, sondern auch ganz grundsätzliche Fragen angehen lassen. Die Villa von Munzach hat nämlich eine lange Geschichte; ihre Anfänge sind

aber noch kaum bekannt: stand dort bereits in spät-keltischer Zeit ein Gehöft? Wie entwickelte sich die Villa in römischer Zeit? Welche Bezüge gibt es zur Hauptstadt? – À suivre!

Bericht: Stefanie Martin-Kilcher

Wein aus Südgallien in den charakteristischen Amphoren mit flachem Boden wurde in Munzach offenbar öfters gekauft.



Vinum rauracum? Indizien für römischen Weinbau in der Nordwestschweiz

Reste zweier Rebstickel und eines Rebstocks, letzterer ins 5./6. Jahrhundert datiert, aus der Klus bei Aesch, wo noch heute Weinbau betrieben wird.

Das Baselbiet als Weinkanton zu bezeichnen, greift vielleicht etwas hoch. Fakt ist aber, dass es auch hier Winzer gibt, die Spitzenweine kreieren und auf eine lange Tradition zurückblicken. Wie lange in der Nordwestschweiz schon Wein angebaut wird, lässt sich bislang nicht schlüssig beantworten. Es gibt aber ein paar Indizien, dass die Geschichte des Weinbaus

bis in römische Zeit zurückreicht. Die ältesten archäobotanischen Nachweise von kultivierten Traubenkernen datieren in der Region Basel in die späte Latènezeit (150–15 v. Chr.). Aus der römischen Epoche wurden bis 2008 nicht weniger als 16'566 Traubenkerne aus Erdproben ausgelesen. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Reben auch tatsächlich hier wuchsen, kann es sich doch auch um Importe von Tafeltrauben oder Sultaninen handeln. Bis vor wenigen Jahren glaubte man den endgültigen Beweis für römischen Weinbau in Aesch gefunden zu haben. Dort wurden 1966 in der Nähe der *villa rustica* in der Klus ein Rebstock und Rebstickel gefunden. Eine erste ¹⁴C-Datierung wies diese ins 4. Jahrhundert nach Christus. Eine Neukalibrierung der Daten zeigte dann, dass sie erst im 5./6. Jahrhundert – also im beginnenden Frühmittelalter – dort wuchs. Es erscheint aber durchaus plausibel, dass der Weinbau nicht von den Franken eingeführt, sondern jene ihn von den Römern übernommen haben.

In den letzten Jahren sind bei Ausgrabungen in römischen Gutshöfen Installationen zum Vorschein gekommen, die mit dem Wein- oder Obstbau zu



tun haben könnten. Dazu gehört etwa ein grosser, seltsam bearbeiteter Sandsteinblock aus Pratteln-Kästeli. Die besten Parallelen sind bislang Keltersteine, Gewichte von Traubenpressen, aus dem Moselgebiet. Auch das mächtige Fundament im Innern eines Gebäudes der Villa in Seltisberg-Im Winkel lässt am ehesten auf eine Presse schliessen, allerdings

fehlt auch hier der Nachweis, dass man damit Trauben verarbeitet hat. Nimmt man weitere Funde wie Rebmesser dazu, kann man zu Recht behaupten, dass sich die Indizien verdichten – doch der letzte Beweis für *vinum rauracum* steht immer noch aus.

Bericht: Andreas Fischer

Der mögliche Kelterstein aus Pratteln (links) und das mächtige, metertiefe Steinfundament wohl einer Presse in Seltisberg (rechts).





Muttenz, Hard.
Die konservierten
Grundmauern des
Wachturms stehen
heute im Wald.

Eine neue Infotafel für einen alten Turm

Der spätrömische Wachturm in der Muttenzer Hard ist seit über 250 Jahren bekannt. Im Herbst 2012 ist nun für dieses wichtige Kulturdenkmal in Zusammenarbeit mit der Vindonissa-Proffessur der Universität Basel eine neue Infotafel entstanden.

Der Wachturm wurde 1751 entdeckt und seither mehrere Male untersucht. Zuletzt hat ihn 1975 die Archäologie Baselland freigelegt und konserviert. Man geht davon aus, dass der Turm um 370 n. Chr. errichtet wurde, als Kaiser Valentinian den Rhein und die Donau mit steinernen Wachtürmen befestigen liess.

Innerhalb des Kantons Baselland ist lediglich ein weiterer dieser Wachtürme bekannt: beim Sternensfeld in Birsfelden. Er wurde aber beim Bau des Auhafens 1938 zerstört. Geht man davon aus, dass diese Türme oft in regelmässigen Abständen von einer

römischer Meile (ca. 1,5 km) errichtet wurden, wäre zu erwarten, dass sich zwischen Basel und Kaiser-Augst noch weitere befunden haben. In der Hoffnung, unbekannte Türme freizulegen, führte der Basler Archäologe Karl Stehlin 1909 an verschiedenen Orten auf der Strecke Augst-Schweizerhalle

Bereits Emanuel Büchel hat die im 18. Jahrhundert ergrabenen Reste des Turms zeichnerisch festgehalten.

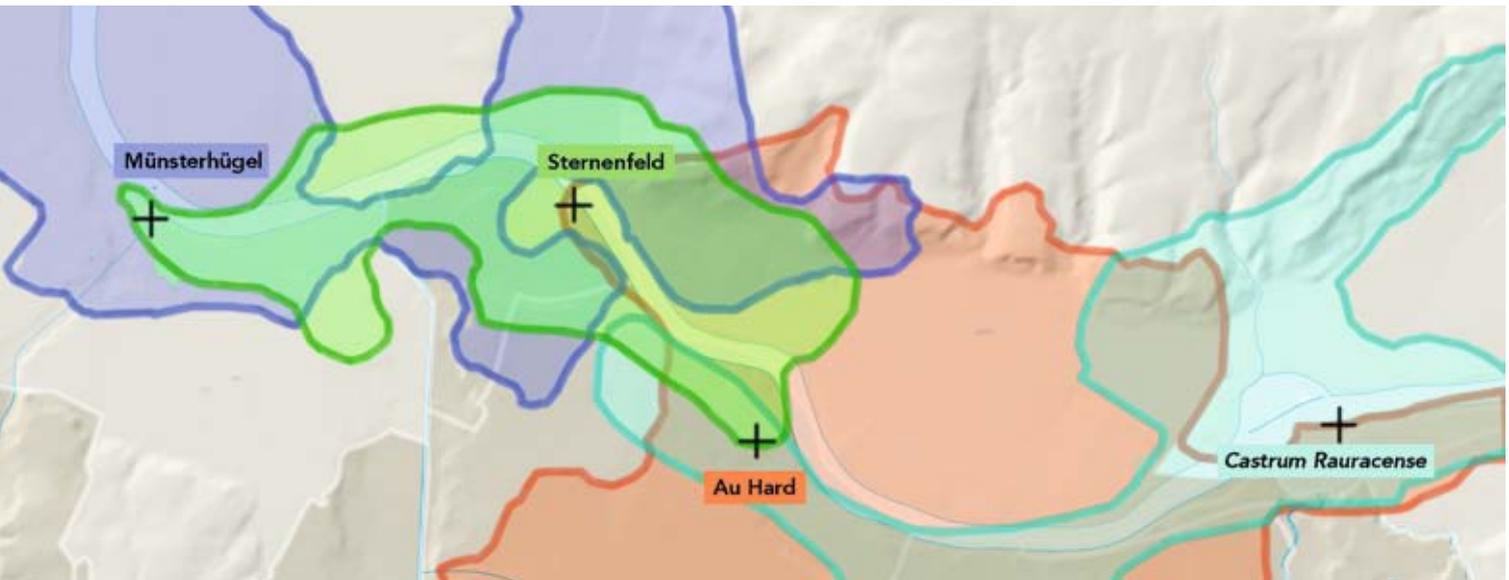


Die vereinfacht dargestellten Sichtfelder der Anlagen zwischen Basel und Kaiseraugst sind unterschiedlich eingefärbt.

Sondierungen durch, die aber keine neuen Ergebnisse lieferten. Trotzdem wurden in der Forschung weitere Türme vermutet. So ging zum Beispiel Walter Drack 1980 von drei unbekanntenen Türmen im Kanton aus, die er jeweils zwischen den folgenden bekannten Anlagen vermutete: Dem Kastell auf dem Münsterhügel in Basel, dem Wachturm beim

Sternenfeld, jenem in der Muttenzer Hard und dem *Castrum Rauracense* in Kaiseraugst.

Die heutige Forschung hat den Ansatz, dass die Türme jeweils in Sichtverbindung zueinander standen, aber auch so positioniert waren, dass sich möglichst tiefe Einblicke in das rechtsrheinische Gebiet



ergaben. Anhand der Berechnung der Sichtfelder der einzelnen Anlagen lassen sich so weitere Erkenntnisse gewinnen. Der postulierte Turm zwischen den Wachtürmen beim Sternfeld und in der Muttenger Hard ist eher unwahrscheinlich, da die beiden gerade noch in Sichtverbindung erbaut wurden. Andererseits bestand vom Kastell auf dem Basler Münsterhügel aus keine direkte Sichtverbindung zum Wachturm in Birsfelden, was eine weitere Installation – womöglich auf rechtsrheinischer Seite, vielleicht in der Nähe des ehemaligen Kinderspitals – denkbar macht. Des Weiteren war das Gebiet des heutigen Grenzach-Wyhlen nur vom Turm in der Muttenger Hard aus überblickbar, wohingegen das restliche rechtsrheinische Gebiet stets von mindestens zwei Anlagen aus überwacht werden konnte. Somit scheint ein weiterer Turm zwischen der Muttenger Hard und dem *Castrum Rauracense* sehr wahrscheinlich. Im Rahmen einer Seminararbeit an

der Universität Basel sollen solche möglicherweise vorhandenen Muster und Regelmäßigkeiten beim Bau der valentinianischen Rheinbefestigung untersucht werden, was vielleicht der Verifizierung der hier aufgestellten Hypothesen dienen kann.

Bericht: Andreas Callierotti

Rekonstruktion eines römischen Wachturms beim Kastell Zugmantel in Hessen (Oller Rainer, Panoramio).





Aesch, Bürgerweg.
Grab 15 mit dem Skelett eines Kleinkindes. Über dem Oberkörper liegt ein grosses Fragment eines Keramiktopfes.

Aesch, Bürgerweg: die Auswertung eines frühmittelalterlichen Bestattungsortes

Im Jahr 2005 wurden im Rahmen einer Notgrabung am Bürgerweg in Aesch 19 Gräber freigelegt, die zu einem grösseren, bisher noch nicht vollständig ausgegrabenen Bestattungsort gehören und ins 8. Jahrhundert datieren. Die Funde aus dieser Grabung wurden nun im Rahmen einer Bachelor-Arbeit an der Universität Basel archäologisch und anthropologisch untersucht.

Die Analyse des Skelettmaterials zeigte, dass es sich bei den bestatteten Personen um eine hart arbeitende, ländliche Bevölkerung handelte. Ungewöhnlich ist der grosse Anteil (64%) an Kinderskeletten, von denen die meisten Anzeichen für Mangelernährung zeigen. Diese Beobachtung ist nicht überraschend, da gesunde Kinder in der Regel das Erwachsenenleben erreichen.

Da sich Kinder noch im Wachstum befinden, reagieren ihre Knochen viel schneller auf fehlende Ressourcen. Deshalb lassen sich an ihren Skeletten auch kurze Mangelphasen nachweisen. Ob ein Kind

das Erwachsenenalter erreichte, hing in der Vergangenheit vor allem von der Konstitution des Säuglings zum Zeitpunkt der Geburt ab. Eine Frühgeburt verfügt nicht über die gleichen Reserven wie ein vollständig ausgetragenes Neugeborenes. Erstere können Mangelperioden, zum Beispiel das Abstillen

Grab 18: Das Skelett eines Neugeborenen während der Auswertung des Materials.



Schädelfragment eines Kindes mit Zeichen von Mangelernährung in Form von Knochenauflagerungen (Grab 16; rechts vergrößert).

oder besonders lange Winter, nicht ausgleichen und sind dadurch anfälliger auf Infektionskrankheiten. Mangelerscheinungen an Kinderskeletten bedeuten in keiner Weise, dass diese Individuen gehungert haben, sondern nur, dass sie zum Zeitpunkt des Todes einseitig ernährt waren.

Diejenigen Erwachsenen, bei denen eine Geschlechtsbestimmung möglich war, wurden sicher als männlich bestimmt. Der Gesundheitszustand der adulten Personen ist trotz der feststellbaren Arbeitsbelastung sehr gut; Verschleisserscheinungen an den Bein- und Armgelenken liessen sich kaum nachweisen.



Von den 19 erkannten Gräbern enthielten sechs Beigaben. Das Messer und der Pfriem, die man aus Grab 2 bergen konnte, wurden bereits im Jahresbericht von 2006 vorgestellt. Bei den restlichen Beigaben handelt es sich um Keramikscherben, die in die Verfüllung der Gräber gelegt wurden. Dabei ist klar, dass die Fragmente zu Gefässen gehörten, die bereits vor der Niederlegung zerbrochen worden waren – wahrscheinlich absichtlich im Rahmen eines Ritus. Diese Beigabensitte findet man auch im Südsass und dem Breisgau. Doch nicht nur die Art der Keramikbeigabe, sondern auch die Form und Herstellung der Gefässe zeigt Verbindungen ins

Elsass auf. Alle Scherben, die aus Gräbern geborgen wurden, bestehen aus einem sandig-körnigen Tongemisch mit einem hohen Anteil an Glimmer. Man bezeichnet die Keramik deshalb als südelsächsische Glimmerware. Interessant ist die Beobachtung, dass im Südelsass – inklusive Aesch – andere Keramikwaren in die Gräber gelegt wurden, als im Breisgau. Auf der deutschen Seite des Rheines wird mit Kalk gemagerte Keramik als Beigabe verwendet, was mit den Funden in den Siedlungen dieses Gebietes korrespondiert.

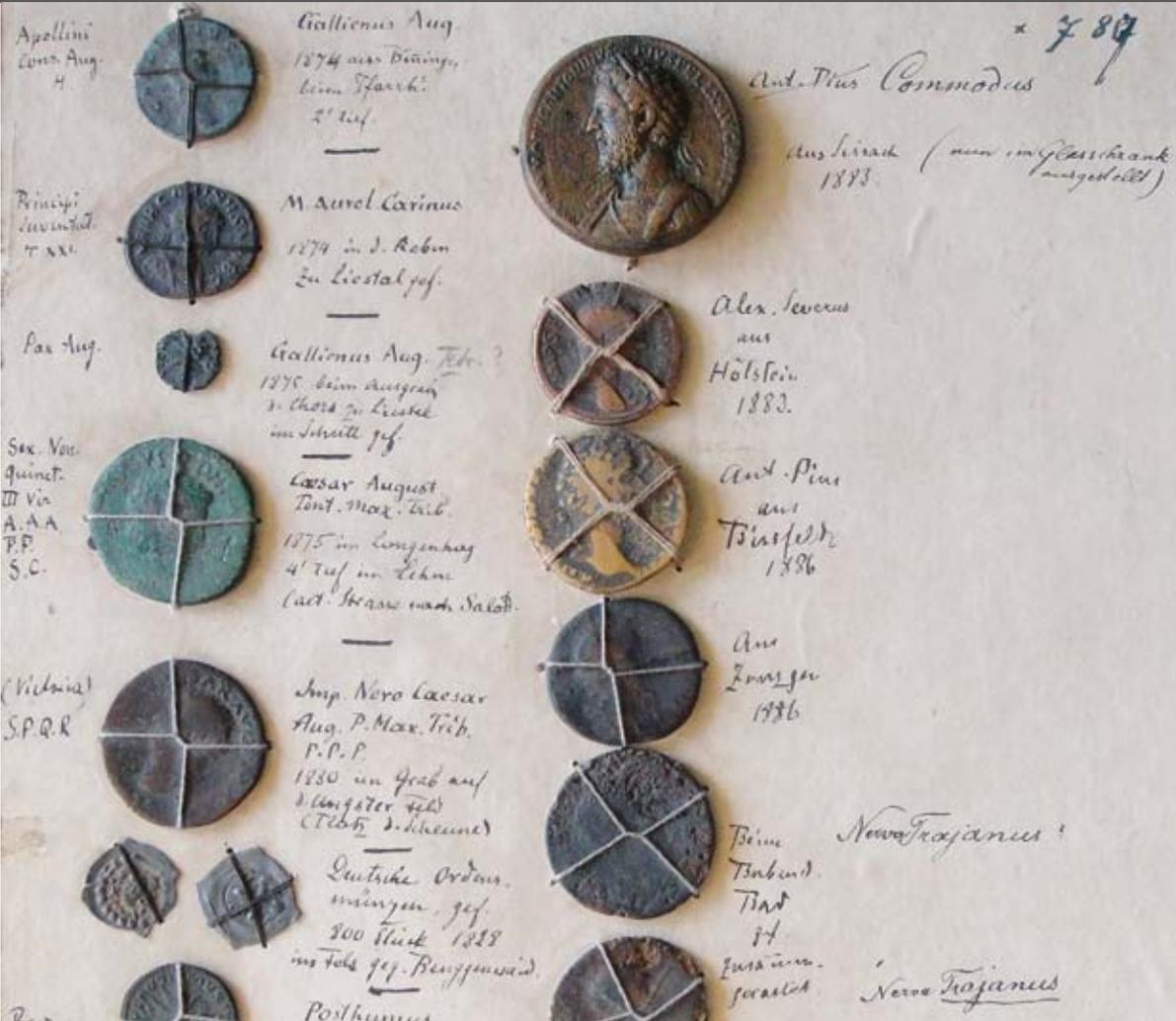
Diese Verbindungen zwischen der Nordwestschweiz, dem Elsass und dem Breisgau passen sehr gut ins bisherige Bild des Oberrheingebiets im Frühmittelalter. Bereits im 6. Jahrhundert ist zwischen Jura und Hochrhein ein Kulturraum erkennbar, der auch den Oberrhein mit einbezieht, und ab dem 7. Jahrhundert sind schriftliche Quellen bekannt, die Beziehungen zwischen der Nordschweiz und dem Elsass aufzeigen. Die Grabfunde

von Aesch zeigen, dass dieser «fränkische» Kulturraum auch in der nachmerowingerzeitlichen Phase weiterbestanden hat.

Bericht: Laura Rindlisbacher

Zwei der in Scherben beigegebenen Töpfe in zeichnerischer Rekonstruktion. M 1:4.





Fundmünzen aus dem
 Nachlass von Martin
 Birmann, in originaler
 Überlieferung fein
 säuberlich aufgenäht
 und beschriftet.

Ständerat Martin Birmann (1828–1890) und die Baselbieter Fundmünzen

Bevor mit dem neuen Zivilgesetzbuch im Jahre 1912 geregelt wurde, dass «herrenlose Güter» den Kantonen gehören, spielten interessierte Privatpersonen eine grundlegende Rolle bei der Dokumentation und Bewahrung von Bodenfunden. Als aufmerksame «Archäologie-Kundschafter» vor Ort leisten diese bis heute einen nicht zu unterschätzenden Beitrag.

Für die Fundmünzen im Baselbiet des 19. Jahrhunderts war Ständerat Martin Birmann (1828–1890) von besonderer Bedeutung. Als Martin Grieder in ärmliche Verhältnisse hineingeboren, fiel er als begabter Schüler auf und wurde gefördert, so dass er in Basel Theologie studieren konnte. 1853 adoptierte ihn die verwitwete Juliane Birmann-Vischer aus Basel. Seine Herkunft vergass er jedoch nie, weder als Pfarrer, als Armeninspektor, Land- noch Ständerat. Die Verbundenheit mit seinem jungen Kanton zeigt sich auch in drei erhaltenen Kartons aus seinem Besitz, auf denen Fundmünzen der Umgebung sorgfältig aufgenäht und beschriftet sind.

Für die wissenschaftliche Bearbeitung der Münzen müssen nicht nur die Vorder-, sondern auch die Rückseiten sichtbar sein. Um aber dieses interessante Zeitdokument nicht zerstören zu müssen, wurde der Karton mit unterschiedlicher Strahlstärke geröntgt: So wurden auch die Rückseiten erkennbar.

**Posamentersohn
mit grosser Karriere:
Martin Birmann.
Portrait von Arnold
Seiler (Staatsarchiv
Baselland).**



Medaillon des römischen Kaisers Commodus (180–192), 1883 in Sissach gefunden. Durchmesser 37,5 Millimeter.

15 der 17 aufgenähten Münzen stammen aus der römischen Kaiserzeit; es handelt sich um Funde aus Augst (eine Münze stammt aus dem bekannten Bachofenschen Schatzfund des dritten Jahrhunderts n. Chr.), Binningen, Birsfelden, Bubendorf, Hölstein, Langenbruck, Liestal, Pratteln, Sissach und

Zunzgen. Herausragend ist ein schweres, ausgezeichnet erhaltenes Messing-Medaillon des Kaisers Commodus (180–192 n. Chr.) aus Sissach. Solche Prägungen wurden in Rom nur zu besonderen Anlässen an ausgewählte Personen verschenkt; in den Provinzen sind entsprechende Funde verständlicherweise äusserst selten.



In einen ganz anderen Bereich führen die beiden mittelalterlichen Silbermünzen. Es handelt sich um zwei vierzipflige Pfennige. Ihre Beischrift lautet «Deutsche Ordensmünzen, gef. 800 Stück 1828 im Fels geg. Beuggenwaid.» Die Ortschaft ist zwar nicht angegeben, aber einem Baselbieter war klar, dass es sich um die Beuggenfluh beziehungsweise um die Flur Beuggenweid bei Bubendorf handelte –

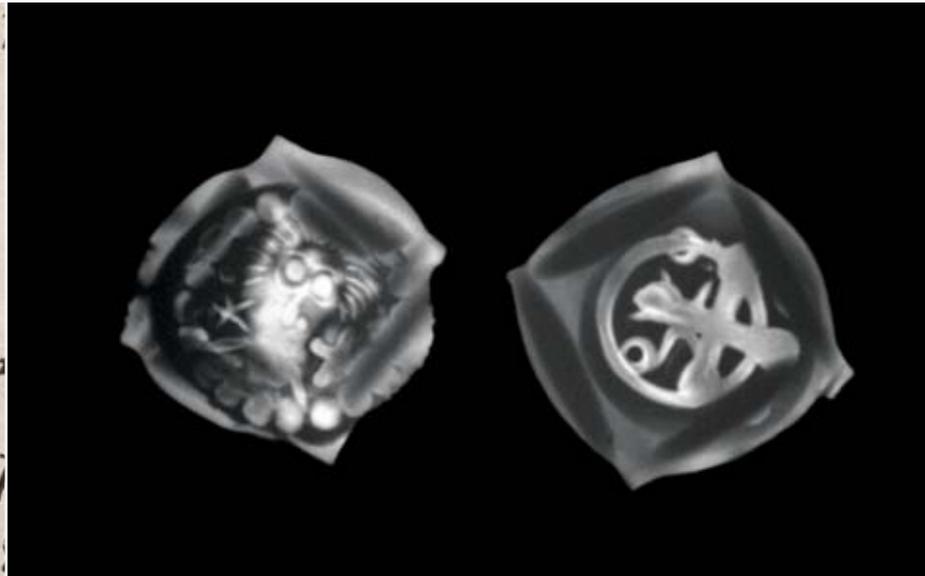
>
Zwei Pfennige des späten 12. oder frühen 13. Jahrhunderts, gefunden 1828 in Bubendorf, Beuggenweid. Durchmesser etwa 18 Millimeter.

ein Ort, mit dem auch zwei Schatzsagen verbunden sind!

Im Baselbieter Sagenbuch sind diese nachzulesen: Ein angetrunkener Posamenter aus Arboldswil traf dort nachts einen schwarzen Mann und seine weiss

gekleidete Tochter, die einen Schatz hüteten. Diese forderten ihn auf, in einer Woche nüchtern zurückzukehren und das Mädchen zu küssen; so fänden sie Ruhe im Grab, und er erhalte den Schatz. Leider verpassten er und seine Gattin den gesetzten Termin, die Geister verschwanden, und das Ehepaar

Im Röntgenbild der beiden Pfennige sind auch die Rückseiten der Münzen erkennbar (Nina Fernández, Augusta Raurica).



Zur genauen Bestimmung werden viele Münzen unter dem Binokular begutachtet (Dominik Labhardt).

blieb arm. Nach der Entdeckung des Hortes im Jahr 1828 seien die beiden Gespenster nie mehr gesehen worden. Einer anderen Überlieferung zufolge soll dort ein Hündchen den Schlüssel zu einer Schatztruhe hüten, den ihm nur eine Jungfrau abnehmen könne. Um 1860 versuchten einige Geschwister, den Schatz bzw. den Hund auszugraben, aber ohne

Erfolg: Der Schatz war ja bereits 1828 gehoben worden!

Doch zurück zu unserem echten Schatz beziehungsweise zum kläglichen Rest davon: Beides sind vierzipfligen Pfennige. Der rechte zeigt eine Büste von vorn mit wirrem Haar, grossen kugeligen Augen, gerader Nase und angedeuteten Schultern. Über der linken Schulter ist ein Kreuz, über der rechten ein Stern dargestellt. Es handelt sich um einen sog. Struwelkopf-Pfennig, wie er im späten 12. Jahrhundert in Freiburg im Breisgau für Herzog Berthold V. von Zähringen (1186–1218) geprägt wurde. Zeitlich passt das linke Stück, ein sog. Kolbenkreuzpfennig, bestens dazu: Die Vorderseite zeigt in einem Wulstkreis ein Kreuz mit Kugelenden und Ringlein in den Winkeln, und im Röntgenbild lässt sich auf der



Rückseite ein sechsspeichiges Rad erkennen. Diese Pfennige wurden in Basel für die Bischöfe um 1180 bis gegen 1220 geprägt.

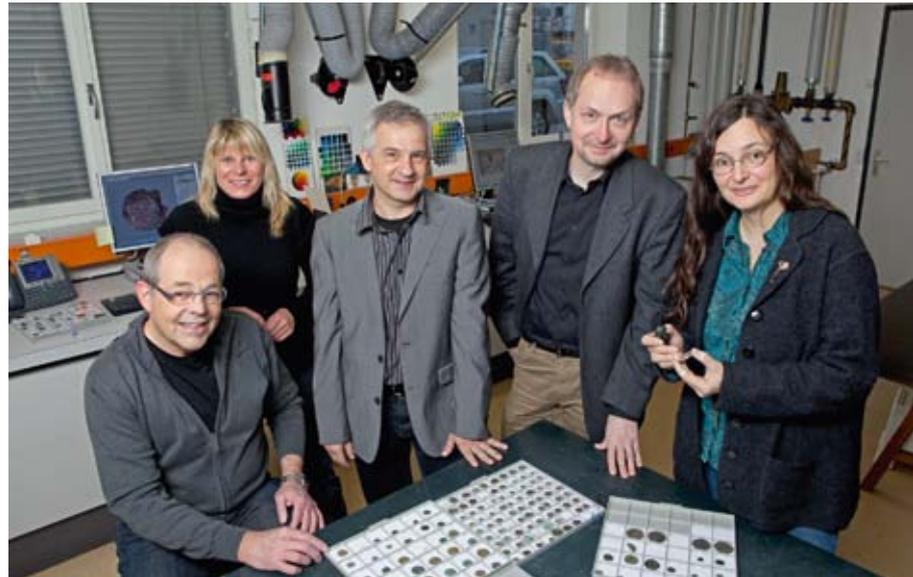
Im Historischen Museum Basel liegen zwei weitere Münzen aus diesem Hort: Ebenfalls je ein Stück dieser beiden Typen! Diese Übereinstimmung spricht dafür, dass der Hort tatsächlich nur aus solchen Pfennigen bestand und um 1200 oder im frühen 13. Jahrhundert verborgen wurde.

Die Bearbeitung der Kartons aus dem Besitz von Martin Birmann erfolgt im Rahmen des umfassenden Projektes «Fundmünzen Baselland», das von der Archäologie Baselland gemeinsam mit dem Inventar der Fundmünzen der Schweiz getragen und vom Swisslos-Fonds Basel-Landschaft sowie der

Freiwilligen Akademischen Gesellschaft Basel finanziert wird.

Bericht: Rahel C. Ackermann, Markus Peter

Das Projektteam:
Roland Leuenberger,
Sabine Bugmann,
Markus Peter, Reto
Marti und Rahel C.
Ackermann (vlnr;
Dominik Labhardt).



Von Burgen und Bunkern: die Europäischen Tage des Denkmals 2012

Experten in ihrem
Element: Michael
Schmaedecke erläutert
die mittelalterlichen
Befunde ...

Erfreulicherweise kam nach den sehr guten Erfahrungen im Vorjahr auch 2012 wieder eine Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege im Rahmen der Europäischen Tage des Denkmals zustande. Gemäss dem Konzept der Denkmalpflege wollte man dieses Mal alle Angebote an einem Ort vereinen. Getreu

dem Motto «Stein und Beton» fiel die Wahl auf die Gemeinde MuttENZ, die über ausserordentliche Betongebäude verfügt. Die Archäologie bot dazu passend Führungen auf der Burgruine Vorderer Wartenberg an. Als weitere Kooperationspartner wurden die Vereinigung Pro Wartenberg und der Schweizerische Burgenverein mit an Bord geholt.



Bei der Burg auf dem vorderen Wartenberg – wie auf zahlreichen anderen – treffen die «Steine» aus dem Mittelalter auf den «Beton» der Bunker aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges. Dies ist nicht verwunderlich, da mittelalterliche Burgen meist an erhöhten, markanten Stellen mit gutem Ausblick errichtet wurden. Dieselben Plätze waren in unsicheren Zeiten auch in vorangehenden und folgenden Epochen sehr begehrt. So finden sich zum Beispiel auf dem Geländesporn des Wartenbergs Spuren einer bronzezeitlichen Befestigung. Auch

die Schweizer Armee warf zu Beginn des Zweiten Weltkrieges ihr Auge auf diese Orte und errichtete Beobachtungsposten, Flugabwehrstellungen oder Bunker – letztere teilweise anstelle von, unter oder direkt auf mittelalterlichen Mauern, die dadurch arg in Mitleidenschaft gezogen wurden. Die Burgen wurden auch als Tarnung benutzt: Die Bunker «versteckten» sich unter oder hinter den Ruinen und waren so für die feindliche Fernaufklärung praktisch unsichtbar.

Die fünf kurzweiligen Führungen von Mittelalter- und Befestigungsbauexperten stiessen bei bestem Wetter auf grosses Interesse. Trotz der etwas abgelegenen Örtlichkeit konnten insgesamt 94 sehr interessierte Personen begrüsst werden. Ein spezielles Augenmerk wurde dabei auch auf die Fragen des Unterhalts und der Sicherung der Monumente gelegt. Viele Leute zeigten sich überrascht, dass nicht

nur die mittelalterlichen Überreste, sondern auch die Bunker in der Zwischenzeit unter Denkmalschutz stehen und der Nachwelt erhalten bleiben sollten.

Bericht: Andreas Fischer

... und Thomas Bitterli klärt über die modernen Festungswerke auf.



Ferienpass: Ein Tag auf den Spuren von Münzschatzen und Schatzsuchern

Geld und Betrug sind schon seit den Anfängen des Münzwesens ein unzertrennliches Brüderpaar. Was lag also näher, als die beiden Ausstellungen »293 Silbermünzen« und »Bschiss« in einem gemeinsamen Programm für Kinder zu vereinen. Zusammen mit dem Museum.BL veranstaltete die Archäologie

**Gebannt beobachten
die Kinder, wie das
Zinn für die Herstellung
der Münzen schmilzt.**

Baselland für die drei Ferienpässe in der Region je einen Tag auf den Spuren von Münzschatzen und Schatzsuchern.

Der Morgen war ganz dem Keltenschatz von Füllinsdorf gewidmet. Zuerst lernten die Kinder, wie in den verschiedenen Epochen Feuer entfacht wurde, den dieses brauchten sie anschliessend, um in sogenannten Tüpfelplatten Münzrohlinge zu schmelzen – ganz wie vor 2000 Jahren, nur mit dem Unterschied, dass wir uns kein echtes Silber leisten konnten, sondern mit Zinn Vorlieb nehmen mussten. Später mussten die Rohlinge in erkaltetem Zustand noch in Form gebracht und gereinigt werden, bevor sie sich auf dem Prägstock mit Muskelkraft in Kopien von Kaletedou-Quinaren verwandelten. Natürlich regten die Geldstücke auch bei einigen der jungen »Falschmünzer« die Fantasie an: Die Parkuhr neben dem Museum erkannte die Geldstücke aber



problemlos als Fälschungen und spuckte sie wieder aus.

Um die Münzen standesgemäss verwahren zu können, bastelten die Kinder parallel dazu ein Lederportemonnaie, das sie mit Brenneisen verzieren konnten. Abgerundet wurde der Morgen mit einem über der Feuerschale selbst zubereiteten keltischen Eintopf. Das Gericht war zwar nicht nach jedermanns Geschmack, was aber der guten Stimmung keinen Abbruch tat.

Der Nachmittag war dann dem Thema Schatzsuche gewidmet. Angeregt durch eine alte Sage zeichneten oder fotografierten die Kinder in Gruppen ihre eigene Schatzsuchgeschichte. Danach galt es, den Schatz von Liestal zu finden, der sich erfreulicherweise als essbar erwies. Nachdem die einzelnen Gruppen ihre Schatzgeschichte – die einige bis in den Weltraum führte – den anderen vorgestellt hat-

ten, war es auch schon wieder Zeit, den Heimweg anzutreten. Nicht wenige mussten aber vorher den Eltern noch unbedingt den Keltenschatz zeigen, über den sie nun so einiges gelernt hatten.

Bericht: Andreas Fischer

Mit Pinsel, Schere, Leim und Farbstift zeichneten und bastelten die Kinder ihre eigene Schatzgeschichte.



Leihgabe von Objekten

Im Museum Laufental ist die Geologie neu ausgestellt, ergänzt mit Funden aus dem neolithischen Dolmengrab von der Wahlenstrasse (Peter Borer).

- Limesmuseum, Aalen, und Vindonissa Museum, Brugg, Ausstellung «Gefährliches Pflaster, Kriminalität im Römischen Reich»: Fenstergitter Hölstein.
- Museum Laufental, Laufen, neue Dauerausstellung: Funde aus der Grabung Laufen-Wahlenstrasse 2000 (Dolmengrab), neolithisch und römisch.

- Museum der Kulturen, Basel, Ausstellung «Pilgern»: Rosenkranz mit Münze aus Gelterkinden-Kirche, Pilgermuscheln (Jakobsmuscheln) aus Eptingen-Riedfluh und Ziefen-Kirche, mittelalterlich.
- Historisches Museum, Basel, neue Dauerausstellung: Topfhelm, Fussfessel, Handfessel, zwei Armbrustspannhaken aus der Burg Madeln bei Pratteln, Messingpfanne und Saufeder aus der Burg Bischofstein bei Sissach, mittelalterlich.
- Museum im Bürgerhaus, Pratteln, Kunstaussstellung Ernst Weisskopf: Silexartefakte, Silexrohknollen, Axtrohform, Beilklingen und Keramikfragmente, paläolithisch bis bronzezeitlich.



Publikationen

- Lars Blöck, Andrea Bräuning, Eckhard Deschler-Erb, Andreas Fischer, Yolanda Hecht, Reto Marti, Michael Nick, Hannele Rissanen, Muriel Roth-Zehner, Norbert Spichtig, Die spätlatènezeitliche Siedlungslandschaft am südlichen Oberrhein. In: Martin Schönfelder, Susanne Sievers (Hrsg.), *L'âge du fer entre la Champagne et la Vallée du Rhin*. Kolloquium AFEAF, Aschaffenburg 2010. RGZM Tagungen 14 (Mainz 2012) 381–418.
- Flyer: Die römische Wasserleitung von Lausen nach Augst [<http://www.archaeologie.bl.ch/Pages/Ausgrabungen/wasserleitung.html>].
- Reto Marti, Importierte Keramik des 9./10. Jahrhunderts in der Nordschweiz. Überlegungen zu ihrer Interpretation. In: Lutz Grundwald, Heidi Pantermehl, Rainer Schreg (Hrsg.), *Hochmittelalterliche Keramik am Rhein. Eine Quelle für Produktion und Alltag des 9. bis 12. Jahrhunderts*. RGZM Tagungen 13 (Mainz 2012) 21–26.
- Reto Marti (Text), Bruno Siegenthaler (Bilder), Beiträge von Maria Becker, Hans-Rudolf Meier,

Zeitschichten – Themen der Archäologie im Dialog zwischen Kunst und Wissenschaft (Bern 2012).

- Michael Schmaedecke, Rezension zu: Natascha Mehler, *Tonpfeifen in Bayern (ca. 1600–1745)*. Bonn 2010, in: *H-Soz-u-Kult*, 07.06.2012 [<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2012-2-167>].

«ZeitSchichten» – ein Projekt zwischen Kunst und Archäologie, mit vielen Einblicken in die Frühgeschichte des Baselbiets.



Zeittabelle (v. Chr.)		Ereignisse	Funde, Fundstellen
Zeitenwende	Jüngere Eisenzeit (Latènezeit)	Rauriker (Kelten)	Oppidum, Töpferei (Sissach-Fluh und Brüel) Flachgräber (Allschwil, MuttENZ, Diepfingen ...) Siedlungsgruben (Gelterkinden, Therwil) Hortfunde (Münzschatz von Füllinsdorf)
200		erste stadtartige Siedlungen (Oppidum Basel-Gasfabrik) Caesar erobert Gallien, erste schriftliche Nachrichten Gründung der Colonia Augusta Raurica (-44, erste Funde -15)	
400	Ältere Eisenzeit (Hallstattzeit)	Werkzeuge und Schmuck aus Eisen «Fürstensitze», erste Luxusimporte aus dem Mittelmeerraum	Höhensiedlungen (MuttENZ-Wartenberg, Sissach-Burgenrain) Grabhügelfelder (MuttENZ-Hard, Pratteln)
600			
800	Bronzezeit	Herausbildung sozialer Schichten Buntmetall (Bronze) wird wichtiger Werkstoff befestigten Höhensiedlungen Metallhandel, Metallhorte Klimaverschlechterung, Aufgabe der Seeufersiedlungen (-800)	Höhensiedlungen (Pfeffingen-Schalberg, MuttENZ ...) Siedlungen und Urnengräber (Birseck) Depotfunde (Aesch, Allschwil)
1000			
1500			
2000			
3000	Jungsteinzeit (Neolithikum)	Beginn Sesshaftigkeit, Ackerbauern, Viehzüchter erste Keramik, Objekte aus geschliffenem Stein Bau fester Häuser, im Mittelland erste Seeufersiedlungen	La Hoguette-Keramik (Liestal-Hurlistrasse) Dolmengräber (Aesch, Laufen) Silixabbau (Lampenberg-Stälzer)
5500	Mittelsteinzeit (Mesolithikum)	Jäger und Sammler in Wald- und Buschlandschaften	Bestattung (Birmatten-Basisgrotte)
7000			
10'000	Altsteinzeit (Paläolithikum)	nomadisierende Jäger und Sammler Homo erectus, Neandertaler, moderner Mensch Werkzeuge aus Silix und Geröllen Eiszeiten wechseln mit Warmzeiten Gletscher und Tundra Beginn der Wiederbewaldung und Fundzunahme (ab -11'000)	Faustkeil (Pratteln) Chopping tool (Reinach-Mausacker) Freilandstation (MuttENZ-Rütihard) Silixabbau (Roggenburg) bemalte Gerölle (Arlesheim)
50'000			
100'000			
150'000			
300'000			
600'000			

Funde, Fundstellen	Ereignisse	Zeittabelle (n. Chr.)	
<p>Gewerbeanlagen (Binningen-Hollee) militärische Anlagen (Belchen, Langenbruck, ...) Aussiedlerhöfe</p>	<p>Kantonstrennung (1832), Bundesstaat (1848) Aufhebung Flurzwang (-1829), Bevölkerungsexplosion Industrialisierung, Technisierung, Informationsgesellschaft</p>	Moderne	2000
<p>Zunahme des Steinbaus, Gewerbeanlagen, Kirchenumbauten Hochwachten (Frenkendorf-Fluh, Pratteln, Sissach-Fluh, ...) Verkehrswege (Langenbruck-Passstrasse) Schlösser (Birseck, Farnsburg, Homburg, Pfeffingen ...)</p>	<p>Reformation (ab 1520) Dreissigjähriger Krieg (1618-1648) Kolonialisierung in Amerika, Afrika und Asien</p>	Neuzeit	1800 1600
<p>Kleinstädte (Liestal, Laufen, Waldenburg) Burgen (Pratteln-Madeln, Arlesheim-Birseck, Farnsburg, Homburg, Sissach-Bischofstein, Zwingen-Ramstein ...)</p>	<p>Herausbildung der Eidgenossenschaft Erdbeben von Basel (1356) Gründung der Universität Basel (1460)</p>	Spätmittelalter	1400
<p>Dörfer (Lausen-Bettenach, Liestal-Rösern, Reinach, Aesch ...) Kirchen, Klöster (Aesch, Muttenz, Langenbruck-Schöntal ...) Burgen (Füllinsdorf-Altenberg, Wenslingen-Ödenburg, Eptingen-Riedfluh, Muttenz-Wartenberg ...)</p>	<p>Stadtgründungen (Liestal, Waldenburg, Laufen) Burgenbau, Rodungen, Basel erhält Stadtmauer (um 1100)</p>	Hochmittelalter	1200 1000
<p>ländliche Siedlungen (Lausen-Bettenach, Pratteln, Reinach ...) Gräberfelder (Aesch, Reinach, Therwil, Eptingen ...) Kirchen (Oberwil, Lausen, Sissach, Buus, Bennwil, ...) frühe Burgen (Liestal-Burghalden, Sissach, Zunzgen-Büchel) Töpfereien (Oberwil, Therwil, Reinach)</p>	<p>Merowinger integrieren Region ins Frankenreich (534/537) intensivierte Christianisierung, Kirchen und Klöster entstehen Altsiedelland der Römerzeit wird wieder besiedelt Herausbildung der Feudalgesellschaft Königreich Hochburgund (888-1032)</p>	Frühmittelalter	800 600
<p>Koloniestadt Augusta Raurica Gutshöfe (Liestal-Munzach, Muttenz, Pratteln, Hölstein ...) Wasserleitung (Lausen-Liestal-Füllinsdorf-Augst) Heiligtümer (Bubendorf-Fieleten, Frenkendorf-Fluh) spätromische Wachtürme (Birsfelden, Muttenz, Rheinfelden)</p>	<p>Romanisierung der Bevölkerung (Gallo-Römer) Handel und Verkehr blühen in zentralen Lagen entstehen grosse Gutshöfe dichte Besiedlung, Entvölkerung in Krisen des 3. und 4. Jh.</p>	Römerzeit	400 200 Zeitenwende

